

Silvianer Zeitung

Erscheint wöchentlich zweimal: Donnerstag und Sonntag früh.

Schriftleitung und Verwaltung: Preberova ulica Nr. 5. Telefon 21. — Anzeigenabgaben werden in der Verwaltung gegen Berechnung billiger Gebühren entgegengenommen. — Einzelpreis: Für das Inland vierteljährig Din 30.—, halbjährig Din 60.—, ganzjährig Din 120.—. Für das Ausland entsprechende Erhöhung. — Einzelne Nummern Din 1.—

Nummer 101

Donnerstag, den 23. Dezember 1926.

51. Jahrgang

Weihnacht.

Aus der tiefsten Seele unseres Volkes blüht die wunderbare Stimmung empor, mit der überall auf Erden deutsche Menschen Weihnacht feiern. Ohne daß wir es wissen, wirkt vielleicht als leise Erinnerung die flammende Freude in unseren Herzen nach, die in grauen Vorzeiten das junge Germanenvolk durchloderte, als es in toten, froststarrten Wäldern die Gewißheit der wiederkehrenden Sonne, des vergöttlichten Lenzes und seines neuen Lebens feierte. Die christliche Religion erfüllte dieses naturnahe Gefühl der Deutschen, die unbeschreibliche Poesie der frühdämmernden, geheimnisvollen, silberigen Nächte mit dem süßen Inhalt der Erzählung, wie einmal, im Winter heidnischer Satartung und glaubenskalter Meere, in einem Stall bei Bethlehem, arm und auf Stroh, nur von Hirten begrüßt, eine Mutter ein Kindlein gebar, das in Wahrheit der Gott des Lichtes und der Himmelskönig war.

Weil wir Deutsche, wie wir auch sonst verschieden denken mögen, gerade das Weihnachtsfest als Fest der Liebe feiern, bezaubert von den eigenen Kindheits Erinnerungen, als Fest der seligsten Freude unserer Kinder, als Fest, an dem man durch Geschenke Freude machen will und Freude empfängt, so möchten wir aus dem Zauberkreis des Weihnachtsbaumes alle großen und kleinen Sorgen verkennen, wir möchten uns an diesem einen Abend wie die Kinder freuen können. Das alles war in diesen vergangenen Jahren nicht leicht möglich. Ein ungeheures Geschick lag mit lähmendem, zermalmendem Druck auf dem Herzen unseres Volkes. Wir verzweifeln schier in hoffnungsloser, schwarzer, tobender Winterlandschaft.

Aber schließlich begann auch unserem Volke wieder ein Hoffnungsstern zu leuchten. Es konnte ja

nicht dauern, daß in dem wichtigsten Teil Europas finstere Verzweiflungsnacht herrschte und in den anderen Ländern froher Siegestag. Es dümmerte auch dort und bald war es so dunkel, daß man das starre Vernichtungsurteil über das größte Kulturvolk nicht mehr lesen konnte. Und so erlebten wir endlich die Morgenröte einer besseren Zeit. Das deutsche Volk hat wieder eine der bittersten Nächte in seinem zweitausendjährigen Leben ausgehalten. Und zwar mit Ehren. Ein ganz neuer Tag will ihm scheinen. Seine ungeheuren Kräfte erwachen aus der Gelähmtheit. Der deutsche Name wird wieder mit Respekt ausgesprochen. Die Freundschaft des deutschen Volkes ist wieder ein Gut geworden, das entscheidend wiegt in jeder Waagschale dieser Erde.

Was sollen wir, die wir Glieder der großen wellenspannenden deutschen Volksgemeinschaft sind, uns an diesem heiligen Abend sagen? Mit Worten sagen werden wir es uns nicht, weil wir an diesem Abend ja nicht „politisieren“ wollen, aber stark sollen wir es in unserem Herzen fühlen und wissen: Jeder Mensch, der deutsch ist, muß stolz auf sein deutsches Volkstum sein. Jede Mutter betrachte es als oberste Pflicht, den Edelstein des deutschen Volkstums ihren Kindern zu vererben. Nur dann können wir mit gutem Gewissen die Lichter des deutschen Weihnachtsbaumes in den Augen unserer Kinder strahlen sehen!

So wünschen wir unseren Freunden vom Herzen frohe und sorgenfreie Weihnachten!

Die Wahlen in die Gebietsversammlung.

Wie sie vorgenommen werden.

IV.

Das Wahlergebnis in den Wahlbezirken, welche zwei oder mehr Mitglieder der Gebietsversammlung

wählen, wird auf folgende Weise festgestellt: Die Gesamtwahlerversammlung wird durch die Zahl der Mitglieder der Gebietsversammlung, welche auf diese Wahlberechtigung entfällt, geteilt. Die so erhaltene Zahl gilt als Koeffizient. Listen, welche nicht soviel Stimmen erhielten, daß ihre Zahl nicht einmal zwei Drittel des Koeffizienten erreicht, werden bei der Aufteilung der Mitglieder der Gebietsversammlung nicht in Rücksicht genommen. Mit den übrigen Listen oder für den Fall, daß keine Liste den vollen Koeffizienten erreichte, mit allen Listen wird die Aufteilung auf folgende Weise vorgenommen: Die Gesamtzahl der Wähler, die jede Liste erhielt, wird durch drei, zwei und so weiter und schließlich durch jene Zahl geteilt, die der Zahl der Mitglieder der Gebietsversammlung für die betreffende Wahlberechtigung entspricht. Von den Teilen der Listen, die auf diese Weise gewonnen wurden, werden soviel der größten Ergebnisse ausgeschieden, als in der betreffenden Wahlberechtigung Mitglieder der Gebietsversammlung zu wählen sind. Jeder Liste gebühren so viele Mitglieder, als in ihr größte Teilergebnisse enthalten sind. Wenn sich der Fall ereignet, daß bei Aufstellung der Teilergebnisse sich gleiche Ergebnisse für zwei oder mehrere Listen herausstellen und nicht mehr so viel Mitgliederstellen vorhanden sind, daß allen Listen mit gleichen Teilergebnissen ein Mitglied der Gebietsversammlung zugewiesen werden könnte, so entscheidet das Los, welcher von den Listen mit gleichen Ergebnissen die nicht aufgeteilten Mitgliederstellen zuzuteilen sind, und zwar wird, wenn nur eine solche Stelle in Frage ist, das Los unter allen Listen mit gleichen Teilergebnissen gezogen; wenn aber die Zahl der nicht aufgeteilten Stellen größer ist, so ist für jede nicht aufgeteilte Stelle das Los besonders zu ziehen, wobei eine Liste, welche in einer Ziehung bereits eine Stelle erhielt, bei der weiteren Auslosung nicht mehr teilnimmt. Die Auslosung nimmt der Hauptwahlaustrich vor.

In Wahlbezirken, welche nur ein Mitglied der Gebietsversammlung wählen, gilt jener Kandidat als gewählt, der die meisten Stimmen erhielt. Im Falle von Stimmengleichheit entscheidet das Los, welcher Kandidat gewählt wurde. (§ 44)

O Weihnacht, du lieb fromm Erinnern,
Mögest in alle Menschenherzen
Von Verdünnung, von neuem Völkerverben,
Damit Friede werde wieder auf Erden!

Kav.

Weihnachtsbräuche und Weihnachtsgeräte im Salzburgerischen.

Von E. G. Hoppe, Celje.

Selbst für moderne Menschen, die, von des Gebankens Blässe angekränkt, den naiven Kinderglauben verloren, hat die Weihnachtszeit auch noch immer etwas Anheimelndes; der Anblick einer hübschen Weihnachtskrippe löst in uns alte, längst überwundene Gefühle aus, so daß wir uns gerne einige Augenblicke in die Kindheit zurückträumen. Freilich, solche Krippen, wie wir sie in so künstlerisch vornehmer Ausstattung im Nationalmuseum in der Kunststadt München sehen oder gesehen haben, erwecken mehr unser ästhetisches Gefühl und Interesse; denn sie sind nicht mehr so naiv aus dem Leben des Volkes heraus geschaffen wie die gewöhnliche Bauernkrippe. Leider wird ihre Anzahl immer geringer. In den Kirchen werden durch „kunststümmige“ Priester die alten Krippenfiguren aus Holz oder Wachs mit den Kleibern aus uralten Stoffen gegen billige, aber schön angestrichene Größener Puppen vertauscht und wenn wir noch volkstümliche Krippen sehen wollen, müssen wir sie in den Museen aufsuchen.

Ich erinnere mich an meinen Aufenthalt in Salzburg, dort steht im volkstümlichen Saale der Salz-

burger Altertümmersammlung eine recht hübsche Krippe, die bewundernswert ist; in der bemerken wir noch zwei eigentümliche Gegenstände, der eine ist eine kleine tragbare Krippe auf einer hohen Stange. In einem von vier Holzsäulchen getragenen Bau sehen wir den Stall von Bethlehem mit den dazugehörigen Figuren; oberhalb desselben aber eine kleine Almhütte mit mehreren Hirten und Hirtinnen. Darüber ragt ein Kreuz empor, dessen Spitze einen Stern trägt. Durch eine Kurbel kann der ganze Aufbau nach allen Seiten gedreht werden; die ganze Höhe beträgt ungefähr zwei Meter. Mit solchen Krippen zogen zur Weihnachtszeit die „Sternsinger“ von Haus zu Haus und sangen dabei ihr Weihnachts- oder Dreikönigslied. Ein solches in den, ich glaube von Vinzenz Suf herausgegebenen, Salzburger Volksliedern gedrucktes fängt wie folgt an:

„Gott grüß' euch, ihr frommen Seelen,
Gott grüß' euch in diesem Haus,
Wir besuchen euch an heute
Und bitten uns gleich aus:
Wir wollen euch erinnern
An die Geburt des Herrn,
Laß' uns das Bild vollbringen,
Tuat un're Bitt gewäh'r'n.“

Dann wird in naiver Weise durch ein Zwiesgespräch zwischen Schäfer und Schäferin, in das sich das „Gloria in excelsis“ der Engel mischt, die wunderbare Erscheinung beim Stalle und die Anbetung und Begabung des neugeborenen Christkinde durch die Hirten erzählt.

Weihnacht!

von Melanie Freifrau v. Puttkammer.

I.

Stieh auf m'ch die Fälle keiner Lieder,
Du hohe, wunderreiche Weihenacht,
Gib einen Schein des goldnen Glücks mir wieder,
Der einst mich kinderselig froh gemacht.
Schenk mir nur eines Augenpaars Leuchten,
Gib mir nur eine Hand, die warm mich faßt,
Und laß die Wangen mir, die tränenfeuchten,
Still glücklich ruhen am grünen Tannenaß!

II.

Daß einer Heimat Glocken mir erklingen,
Mich froh zur Christnacht gehn nach altem Brauch
Und laß mich jubelnd holde Lieder singen,
Mich fühlen frischer Lippen warmen Hauch —
O leuchte mir, du Stern der höchsten Liebe,
In deiner gnadenreichen Wunderpracht,
Daß noch ein Lichtschein mir im Herzen bliebe
Aus dieser einsam heilig hohen Weihenacht!

O hebre, gold'ne Weihnachtszeit,
Du Geheimnis des Kindes, entschunden so weit,
Du Nacht, von der Liebe Licht umflossen,
Du Fest, wo die Herzen alle erschlossen.

Du Nacht, wo einst die reinste Mutter gebar
Im Kreise einer armen Hirtenschar
Den Erlöser im strahlenden Sternenschein,
Dessen Herz schloß die Menschheit in Güte ein.

Aus Getreide allein können Sie keinen Kaffee kochen.

Den vollen kräftigen Geschmack erreichen Sie erst, wenn Sie
Aecht Franck Kaffee-Zusatz



dazu verwenden—Mit Aecht Franck wird Sie das Getränk auf die
Dauer befriedigen—Zum Bohnenkaffee gehört Aecht Franck auf jeden Fall.

Personen, die an mehreren Orten zu Mitgliedern derselben Gebietsversammlung gewählt wurden, haben sich in einer Frist von drei Tagen nach Zusammentritt der Gebietsversammlung zu entscheiden, welche Wahl sie annehmen. Tun sie dies nicht, so hat sie die Gebietsversammlung für Mitglieder jenes Ortes zu erklären, wo sie die meisten Stimmen erhielten, und zu entscheiden, daß ihre übrigen Stellen auf die Weise ergänzt werden, wie dies im folgenden Paragraphen festgesetzt ist. (§ 49.)

Wenn durch welchen Fall immer die Stelle eines Mitgliedes der Gebietsversammlung erledigt wird, so ist sie mit jener Person zu besetzen, welche auf der Kandidatenliste jenes Mitgliedes, dessen Stelle zu besetzen ist, der Reihenfolge nach folgt. Sind alle Personen aus der Kandidatenliste erschöpft, so kommen die Ersatzmänner an die Reihe. Werden auch diese vollkommen erschöpft so hat der Obergespan längstens binnen acht Tagen, nachdem er hievon von der Gebietsversammlung verständigt worden ist, eine Neuwahl anzuschreiben. (§ 50.)

Die Mitglieder der Hauptmehrschüsse mit Ausnahme der Listenvertreter erhalten aus der Gebietskasse Taggelder. Eine Reiseentschädigung gebührt nur jenem, der sein Amt außerhalb seines Wohnortes ausübt. Die Höhe des Taggeldes bestimmt der Gebietsausschuß. (§ 51.)

Politische Rundschau.

Inland.

Ljuba Davidović Mandatar der Krone.

Da es Herrn Ljubovic nicht gelang, mit den Parteien übereinzukommen, teils weil diese zu schwere Bedingungen stellten, teils weil Herr Ljubovic selbst zu schwere Bedingungen stellte, hat er am 21. Dezember das Mandat zur Bildung einer Konzentrationregierung zurückgelegt. Der König betraute hierauf den Führer der Demokraten, Herrn Ljuba Davidović, mit der Bildung der neuen Regierung. Voraussetzlich dürfte es auch diesem nicht gelingen, das Mandat durchzuführen, so daß es schließlich der Parlamentspräsident Marko Trifković erhalten wird. Manche Politiker glauben, daß die Verhältnisse so unheilbar geworden sind, daß den einzigen Ausweg Neuwahlen darstellen. Das Hauptorgan der slowenischen Volkspartei, der Ljubljanaer „Slobenec“, beklagt sich bitter darüber, daß Herr Ljubovic von Herrn Dr. Korosec die Aufgabe von wesentlichen Pro-

Die eigentlichen „Sternfinger“ brauchen bei ihren Umzügen häufiger eine andere Art „Stern“; ein solcher stammt aus Ritterfall; dieser Ritterfallstern ist an einer 1-80 Meter hohen Stange befestigt, besser gesagt, an dieser Stange ist ein rundes Brett von 0-25—0-30 m Durchmesser angebracht und auf diesem liegt eigentlich ein zwölfwertiger Stern aus Messingblech; am Rand der Scheibe gehen ebensoviele Strahlen aus, teils in Flamme-, teils in einfacher Dreiecksform, an der Spitze eines jeden Strahles ist wieder ein kleiner Stern befestigt. Die innere Scheibe zeigt abwechselnd Gold, Silber und Rot; die äußeren Strahlen sind mit ähnlich gefärbtem Glasstaub überzogen. Durch eine einfache Kurbel ist der Stern drehbar und flimmert selbst bei einfacher Beleuchtung ziemlich effektiv. Andere derartige Sterne bestehen wieder aus verschiedenfarbigem Glase, besonders gern aus rotem. Die sternförmig geschnittenen Gläser sind wie eine Laterne gebildet, innerhalb welches das Licht brennt. Heute wird man solche „Sternfinger“ selten mehr sehen, obwohl sie im Salzburgerischen nicht ganz verschwunden sind. — Einst müssen sie in ganz Deutschland verbreitet gewesen sein. Kennt ja doch auch Goethe die „Drei Könige mit ihrem Stern“. Immer noch gebräuchlich, selbst in nächster Nähe der Stadt Salzburg, ist das „Weihnachtschleichen“ in den sogenannten „Rauchnähten“. Dazu, sowie zu den auch sonst überall beliebten Böllern bedient man sich eigener Pistolen oder Stutzen, letztere, weil besonders am Fronleichnam oder Prangerstage in Gebrauch, „Prangerstutzen“ genannt. Ein solcher Prangerstutzen stammt aus Plainfeld (an der Straße

grammpunkten verlangte. Dr. Korosec gab eine Erklärung ab, der wir folgendes entnehmen: Wir Slowenen lehnen wieder einmal enttäuscht aus Beograd heim. Alle können in diesem Staat die Regierung bilden, bloß das slowenische Volk und die Partei, welche die sehr große und ernste Mehrheit des slowenischen Volkes repräsentiert, nicht. Nur wir müßten wesentliche Punkte unseres Programms aufgeben und uns so erniedrigen, wie es dieser Politik im vorigen Jahre gelungen ist, die Führer des kroatischen Volkes zu erniedrigen!

Ein selbständigdemokratisches Urteil über die Wahlvereinbarungen der deutschen Partei mit den Radikalen.

Unter dem Titel „Ein Skandal in der Wolowina“ äußert sich das Beograder Hauptorgan der selbständigen Demokraten, der „R“, folgendermaßen über die Wahlvereinbarungen unserer Partei mit den Radikalen: Man darf sich nicht täuschen: das Bündnis der Radikalen mit der deutschen und magyarischen Partei gleichwie das Bündnis der Landwirte mit den Deutschen bedeutet eine Unterstützung der Deutschen und Magyaren gegen die Serben. Durch dieses Bündnis werden die Deutschen und die Magyaren zum Nachteile des serbischen Elementes in der Wolowina stärken. Schon der Umstand, daß die Radikalen und die Landwirte die deutsche und magyarische Stammespartei in der Wolowina als mit den übrigen Parteien als politisch gleichberechtigte Parteien anerkennen, hebt deren Ansehen, Charakter und Rolle im politischen Leben unseres Staates. Dieses Bündnis serbischer Parteien mit der deutschen und der magyarischen Stammespartei bedeutet eine Sanktionierung, eine feierliche Anerkennung, daß diese Parteien auf dieselbe Höhe mit den übrigen Parteien des Staates gebracht werden, bedeutet die Kapitulation unserer Staatsparteien vor der deutschen und magyarischen Stammesorganisation, bedeutet endlich eine Herabsetzung unseres Staates.

Die selbständige deutsche Kandidatenliste für den Bezirk Gottschee.

Für die am 23. Jänner stattfindenden Gebietswahlen hat die Gottscheer Bauernpartei nachstehende, vom Kreisgericht in Novo mesto bereits bestätigte Kandidatenliste aufgestellt: Kandidaten: 1. Josef Eppich, Pfarrer in Ritterdorf, als Listenführer; 2. Dr. Hans Arlo, Rechtsanwalt in Gottschee; 3. Peter Lackner, Besitzer in Mtsel, 4. Josef Eisen-

gegen Juhl gelegen), seine Gesamtlänge 0-80 Meter, Lauf 0-40 Meter, Kaliber 35 mm, Rohr de 15 mm. Dieser Stutzen hat noch ein Steinschloß; der Bronzelauflauf und die Messinggeschläge des Schaftes zeigen hübsche, gravierte Kofloornamente. Der Gebrauch eines solchen Stuzens, dessen Knall auf eine Stunde Entfernung hörbar ist, mußte erst gelernt werden; mit der rechten Hand wird der Schaft gefaßt, dann der Lauf über den linken Arm gelegt; im Momente des Losbrückens aber muß der Schütze eine rasche Wendung nach rechts machen, um den gewaltigen Rückstoß dieser eigenartigen Waffe abzufächeln. Daß es trotzdem nicht ohne blaue Flecken abgeht, ist wohl nicht zu bezweifeln. Meistlich massiv ist die „Prangerpistole“, aus St. Gilgen stammend. Um ihren Rückstoß abzufächeln, wird sie beim Losbrücken mit nach abwärts gerichtetem Lauf nach rückwärts geschwungen. Von besonders origineller Art ist im Salzburger Museum eine „Pferdehals er“ aus buntem Leder und Stoff, mit aufgenähten Kaurimuscheln verziert, zu sehen. Derartige Pferdegeschirre, wie ich schon betonte, in geradezu hochorigineller Ausführung, werden noch heute bei Beonhardi oder Georgtrittern, sodann bei Primigen und Hochzeiten gebraucht. Sie fehlen auch heute noch in keinem besseren Gehöft des Pongaus oder Pungaus.

Das Gefühl, du könntest besser sein
Und würdiger der Liebe deiner Liebten,
Wie vieles tatest du, sie zu betrüben —
Es stellt, ob unterdrückt, sich ewig ein.

zopf, Postmeister in Alltag; Stellvertreter: 1. Johann Weiß, Besitzer in Unterdeutschan; 2. Alois Krefse, Kaufmann in Gottschee; 3. Johann Lackner, Besitzer in Rieg; 4. Mathias Now, Kaufmann in Gottschee.

Ausland.

Neue französische Truppen an die italienische Grenze.

Die Pariser Presse Assoc. berichtet: Man meldet, daß die französische Regierung in den letzten Tagen neue starke Truppenmassen an die italienische Grenze geworfen hat, um diese vor jedem Handstreich der überschwärmenden nationalistischen Faschistenmiliz, die jenseits der Grenze zu tausenden und abertausenden lagert, zu schützen. Neben zahlreichen Truppenenteilen aus Marokko und dem Rheinland sind in den letzten Tagen mehrere Regimenter Marineinfanterie nach dem Süden abgegangen. Auch die Insel Korfu ist mit starken Abteilungen besetzt; die französische Mittelmeerflotte ist durch Franzierung zahlreicher Unterseeboote und Torpedoboote verstärkt worden. Alle diese umfassenden Maßregeln werden wohl der Regierung Mussolini zu denken geben.

Eine italienisch-jugoslawische Konferenz?

Im britischen politischen Kreise hofft man, daß es gelingen wird, eine Konferenz zwischen der jugoslawischen und italienischen Regierung zustande zu bringen, um auf diese Weise die Schwierigkeiten, die aus dem italienisch-albanischen Vertrag entstanden sind, beizulegen. Gleichzeitig berichtet der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“, daß von Seiten Italiens neue Anstrengungen in Athen zu einer italienisch-griechischen Annäherung gemacht werden. Die französischen und englischen Gesandten haben dieser Tage häufig Besuche im jugoslawischen auswärtigen Amt abgestattet. Die Agentur Avala teilt mit: In einem Communiqué der Agenzia Stefani, das durch einen eigentümlichen Zufall der Belgrader Telegraphenagentur nicht übermittelt worden ist, heißt es, daß wenn das Königreich SHS anlässlich der Nachricht von der Abschließung des italienisch-albanischen Paktes eine derartige Entzückung kundgegeben habe, dies seinen Grund darin habe, daß Jugoslawien die Absicht hegte, sich eines Tages Nordalbanien mit Skutari anzueignen, und daß das italienisch-albanische Abkommen diesen Angriffsplan vereitelt habe. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß eine derartige Behauptung in ihrem ganzen Wortlaut eine reine Erfindung darstellt, die keinerlei

Bermagst im Lebensrausch du es zu vergessen,
Im Leide trotzig dir's nicht zugeh'n,
Im Glück wird es durch deine Seele geh'n
Und heiße, heiße Tränen dir erpressen.

Lav.

Ein fürchtbares Erlebnis.

Von H. M. Karlin.

II.

Zudem hatte der Polizeimeister jedes Landen außer in Hollandia (der ersten Niederlassung von Bedeutung in Hollandisch Neu-Guinea) nicht nur den Jungen, sondern auch mir selbst streng untersagt. So waren wir ja sicher. Schlafen wollte ich nicht.

Und gerade als ich diese angenehmen Gedanken wie Steinchen im Kopf hin und her warf, sagte der Lultul wieder mit etwas Frohlockendem in der Stimme:

„Bald ist es tot!“

„Der Wind? die See?“ fragte ich so nebenhin, nachdem ich meine Stimme innerlich erst gleichgültig gestimmt hatte.

Er antwortete nicht. Er lachte kurz und scharf auf. Der Missionar hatte die Wutongleute als schlecht erklärt, der Polizeimeister in Wanimo ihnen getraut. Endlich mußte dieser seine Leute kennen. Ich gab mich zufrieden.

Nicht ein Licht, nur die felsige Küste mit einer kleinen Sandstrecke da und dort; steinige, mit Unterholz überwachsene Hügel, keine Niederlassung.

Eindruck in Europa hervorzurufen kann, wo jedermann weiß, daß die territoriale Unabhängigkeit und Integrität Albaniens eine der fundamentalen Grundlagen der Außenpolitik des Staates SHS sind.

Vereitelte Umsturzpläne der Prager Faschisten.

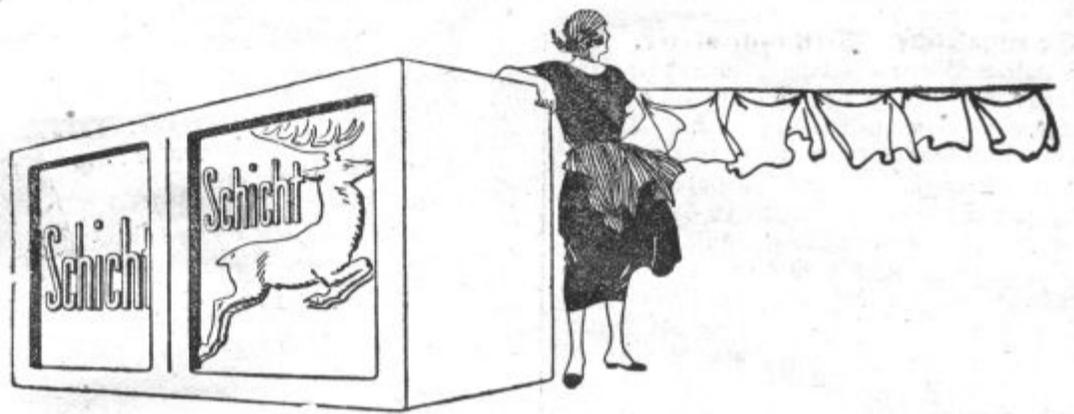
Die „Narodna Oswozozy“, das Hauptorgan der Legionäre, bringt aufsehenerregende Enthüllungen, die eine weitgehende Befähigung der Gerichte darstellen, denen zufolge die tschechischen Faschisten anlässlich des Solofkongresses im Juli dieses Jahres einen Umsturz planten. Der bis in die Einzelheiten vorbereitete Umsturz sollte um 3 Uhr früh gleichzeitig im ganzen Staatsgebiet durchgeführt werden. Selbst ein faschistisches Regierungsprogramm fehlte nicht. Das Original des faschistischen Regierungsprogramms befindet sich in den Händen der Behörden. Im Zusammenhang mit den Umsturzplänen wird General Sajda genannt. Die Durchführungsvorordnung, gewissermaßen das Kriegsgesetz der Faschisten, enthält weitgehende Weisungen für die technische Durchführung der Revolution. Besondere Beachtung ist den Ministern zugebracht. Außenminister Dr. Beneš sollte wegen der Verletzung der Einheit der Länder der böhmischen Krone und wegen Hochverrat unter Anklage gestellt werden, ferner alle sozialistischen Minister seit 1918, und zwar wegen absichtlicher Schädigung des Staates und wegen Vereinerlichung auf Kosten der Staatsfinanzen. Vorgesehen war ferner die Einstellung aller faschistenfeindlichen Blätter auf acht Tage, Internierung der Lehrer und Proklamierung des Standrechts.

Rücktritt der deutschen Reichsregierung.

Am 18. Dezember gelangte im deutschen Reichstag ein Antrag der Sozialdemokraten und der Kommunisten, demzufolge der Regierung Dr. Marx das Mißtrauen ausgesprochen werden sollte, zur Verhandlung. Der Reichstag nahm den Mißtrauensantrag mit 249 gegen 171 Stimmen an. Für das Mißtrauen stimmten die Sozialdemokraten, die Kommunisten, die Nationalisten und die Großdeutschen. Dagegen stimmten die Demokraten, das Zentrum, die deutsche Volkspartei und die bayerische Volkspartei. Sofort nach Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses begab sich Reichskanzler Dr. Marx zum Präsidenten Hindenburg und übergab ihm das Rücktrittsgesuch der Regierung. Präsident Hindenburg drückte der Regierung seinen Dank für ihre Tätigkeit aus und bat Dr. Marx, bis zur Ernennung einer neuen Regierung die Geschäfte fortzuführen.

Resultat der ungarischen Parlamentswahlen.

Das endgültige Ergebnis der ungarischen Parlamentswahlen ist folgendes: Von 245 Mandaten haben erhalten: die unter der Führung des Ministerpräsidenten Grafen Bethlen stehende Einheitspartei 170 Mandate, die christlichsozialen Wirtschaftspartei unter der Führung des Grafen Bichy 35, parteilose Regierungsfreundliche 4, die in mehrere Grup-



Einweichen mit Frauenlob — waschen mit Hirschseife,

schont die Wäsche bei müheloser Arbeit und macht sie wirklich tadellos sauber.

SCHICHT-WÄSCHE

pen zersplitterte rechtsstehende Opposition 10, die Sozialdemokraten 14, die vereinigte Linkspartei 9, parteilose Linksorientierte 3 Mandate. Die regierungsfreundlichen Parteien haben insgesamt 209 Mandate (85,2 Prozent) erhalten, die Opposition insgesamt 36 Mandate (14,8 Prozent).

Aus Stadt und Land

Kirchenmusik in der Marienkirche zu Selje. Am Christtag (25. Dezember) feiert Herr Abt Peter Jural ein feierliches Hochamt mit dem Beginne um 9 Uhr vormittags, bei welchem der Kirchenchor dieser Kirche Grubers „Jubiläumsmesse“ für gemischten Chor mit Orgel und vollem Orchester zur Aufführung bringt. Tantum ergo von Dr. A. Faisl, Finale: „Weihnachtslied“ von Josef Gruber. Musikalische Leitung Herr Dommeister A. Kallschnigg, an der Orgel Fr. Grell Wolf.

165 Jahre Abtei in Sill. Am 18. Dezember waren es 165 Jahre, seit Papst Klemens XIII. dem Stadtpfarrer und Archidiacon Dr. Martin Sumpfler den Titel, die Würde sowie sämtliche Rechte eines infulierten Probstes mit dem Beinamen „sacri celi Danielis“ erteilte. Das diesbezügliche päpstliche Schreiben wurde am 18. Dezember 1761 herausgegeben. Seit dieser Zeit hatte Sill zehn Äbte, und zwar 1. Dr. Martin Sumpfler (Abt vom 18. Dezember 1761 bis 10. Jänner 1762), 2. Dr. Martin Ferdinand Bartholotti (1763—1785), 3. Dr. Peter Anton Segher de Weissenhaus (1787 bis 1799), 4. Dr. Franz Anton Hofmeister (1801—1828), 5. Franz Philipp Schneider (1829—1845), 6. Anton Martin Glombeck (vom 23. April bis 15. Juni 1846), 7. Martin Bohus (1847—1872) 8. Anton Bretschko (1873—1890) 9. Franz Dyradi (1890 bis

1921) und 10. Peter Jural (Abt vom 1. Jänner 1925 a.).

Musikalische Abendfeier in der Evang. Christuskirche. Am 17. Dezember sangen uns Grazer Wandervögel in der Evang. Kirche eine ganze Anzahl deutscher Weihnachtslieder vor. Die Gesänge entstammen zum Teil früheren Jahrhunderten, zum Teil werden sie noch heute in Obersteiermark und Tirol gesungen. Gemeinsam ist allen diesen holden Weisen eines: eine wundervolle Einfachheit und ein unvergleichlicher Gemüthsgehalt. Geheimnisvoll und zart duftende Blüten, wie sie nur der unmeßbar tiefen deutschen Volksseele entspringen können. Deutsche Weihnacht im schönsten Sinne dieses holdseligen Begriffes. Es würde zu weit führen, jedes einzelne Lied für sich zu würdigen. Wohl aber ist es uns Herzenssache, den edlen, stilvollen und musikalisch hochstehenden Vortrag der jugendlichen Sänger und Sängerinnen rühmend anzuerkennen. Es ist erstaunlich, wie tief sich diese vortrefflichen Buben und Mädchen in den Geist und Bau dieser Weisen eingefühlt haben. Alles klang kristallklar, fein abgetönt und beseelt. Viel schöner können die Englein im Stalle zu Bethlehem auch nicht musiziert haben. Eine reiche und reine Jugend, die gerade in unserer Zeit bester Beweihrung doppelt erfrischend und ermunternd wirkt. Herr Pfarrer May erläuterte vor jedem Lied die Herkunft und den Wortlaut in feinsinniger Weise. Die Verlesung der hochheiligen Weihnachtsgeschichte nach Lukas — es geschah bezeichnend auf Wunsch der Sänger selbst — gab der Veranstaltung die Weihe eines Gottesdienstes. Die Kirche war erfreulich gut besucht. Man spürte förmlich, wie Weihnachtsstimmung und Weihnachtsfrieden in allen Herzen zu blühen begann. Die lieben Grazer haben uns mit diesem Konzert ein feines Weihnachtsgeschenk von bleibendem Wert gemacht.

Zu meinem Erstaunen zog der Tultul das Segel ein oder richtiger begann mit diesen Vorbereitungen. „Was wollt ihr?“ „Wir werden an der Küste übernachten und morgen früh...“ „Rein“, sagte ich, die Hand auf das Segel legend, „das wird nicht geschehen! Der Befehl ist ergangen, ununterbrochen nach Hollandia weiterzufahren. Zudem haben Sie keine Ausrede: der Wind ist gut!“ Der Tultul wollte nicht gehorchen. Wir trieben dem Lande zu. „Tultul“, erklärte ich streng, „gehört! Der Stay in Hollandia erwartet mich...“ Der Schlingel im blauen Bendentuch — Derl von Namen — lachte unverschämt. „Und wie soll er es wissen, wenn jeder Bote stirbt, der den Busch kreuzt?“ „Kennst du nicht die Vorrichtung der Weisen, die mit zwei langen Eisenstangen über die Welt hin sprechen können? Der Stay von Sitape hat zu dem in Hollandia gesprochen!“ Der Rekl kannte die „sprechenden Stangen“, aber schlauer als ich wußte er, daß ich log. Es gibt nämlich in Hollandia keine Radiostation. „Gibt's nicht!“ erklärte er kurz. Die Küste, finster wie ein Tintenfaß und voll schwer zu erklimmender Felsen, gähnte mir entgegen. „Bald stirbt es!“ Für die Wutongmänner waren natürlich meine Sachen (besonders die schwere und verzärtelte Schreibmaschine) eine königliche Beute und wenn sie mich hier

an der finsternen Küste erschlugen, brachten sie keinen Paß vorzusetzen. Sie konnten sofort nach Ott zurückkehren, mit ihren Verwandten teilen, nach Wutong fahren und genug Geld für viele Kopitaxen mitbringen, denn all mein Geld war in Silber (ein Umstand, der auch mir höchst unangenehm beim Verpacken gewesen.) Banknoten lassen sich verbergen, nicht so dagegen einige solide Pfund Silber. An Flucht war nicht zu denken. Wer konnte da emporfliegen? Und wer in leichten Gummitöcken schweben dreißig Meilen um die Bucht herum über Berggipfeln nach Hollandia gehen? „Tultul, Sie alle werden zum Tode verurteilt, wenn ich nicht lebend Hollandia erreichte!“ Aber der alte Sänder lachte. Er wußte so gut oder besser als ich, daß er sich nur hinter Ott anzuhebeln brauchte, um jenseits aller Gefahr zu sein. Und Monate mochten in jedem Fall vergehen, ehe zufällig jemand von Hollandia nach Sitape kam und auf irgend eine Frage nach einer weißen Missionärsnetze antworten würde. Und dann gab es auch noch nichts. Den Paß konnte man verlieren. Im schlimmsten Fall sah man eine Woche im Kalabus und das war lächerliche Freibe bei guter Kost. So kämpften wir um das Segel der Tultul und ich. Eine kurze Besprechung auf malaisisch folgte (der schlaue Rader hatte mich unterweils wiederholt einer Prüfung auf meine Sprachkenntnisse hin unterzogen und wußte genau, daß ich nichts verstand) und das Segel fuhr herab und dann schnell hinauf.

„Ich muß Feuer vom nächsten Kanu haben,“ erklärte der Tultul mürrisch, sang und schrie und ließ das andere Kanu herantreiben. Meine Speere waren zum Unglück auf der Aloha geblieben. Fieber, viel Gepäck und besonders der Umstand, daß jedermann ein einzelnes Stück erhaschte und trug, hatte den Verlust herbeigeführt. Nun hatte ich nichts als eine Pfefferflasche die ich in Ott zurücklassen wollte und die ich, einer Eingebung folgend, im letzten Augenblick verdrösten in den „Freklor“ geworfen hatte. Ein wahres Glück, denn in dem Augenblick war mir nur der zugänglich. „Was hast du in der Hand?“ erkundigte sich der Tultul flüsternd. „Das geht dich nichts an, Alter! Fahr' los nach Hollandia oder...!“ Die Leute in beiden Kanus tauschten Feuer und Worte aus rauchten eine Zigarette und glitten auseinander. Das Segel ging hoch. Wir fuhren in eine neue Richtung und — so weit ich im Finstern zu erkennen vermochte — nicht auf Hollandia zu. Da wußte ich, daß ich so gut wie tot war. „Na — ja!“ Der Gedanke war doch unangenehm. Meno male schnell tot sein, aber vielleicht würden sie die verrufenen Malayn herbeirufen und mich wie jenen Pflanzler an den Mast binden, um mich stückweise zu zerschneiden. Brrrr! Was sollte ich tun?

Evangelische Weihnachtsfeier. Ein Freund unseres Blattes beschreibt sie folgendermaßen: Mitten aus dem Gewoge und Gewirre des goldenen Sonntags, aus dem weihnachtlichen Treiben der Großstadt heraus war ich wieder in die Heimat, nach Celje, gekommen. Einsame, besremdende Stille am Bahnhofs, alles D'ne und winterlich kalt — doch da, was war es? Glockengeläute! Auf, zur Weihnachtsfeier in unsere Kirche! Wie oft schon habe ich die Glocken so rufen gehört. Erinnerungen an selbige Kindertage fliegen in mir auf, ich hätte vor Freude wie ein Kind in die Hände klatschen können, und — 's war doch nur das Läuten unserer Glocken zur Weihnachtsfeier. Bald war auch ich in der bis auf's letzte Plätzchen dicht gefüllten Kirche. Da standen auf den Altarstufen im Glanze des Lichterbaumes all die vielen Bubens und Mädchen, mit febernden Wangen und leuchtenden Augen, gilt es doch heute, ein Hirten- und Krippenspiel aufzuführen. Auch die Kleinsten unter ihnen saßen wacker mit und schauten mit großen treuherzigen Augen einmal auf den mächtigen Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtlein, dann wieder auf die großen Tische, die unter der Last der vielen Weihnachtsgaben fast zusammenbrachen. Wie viel Liebe der Spender und Helfer mochte in diesen braunen und weißen Paketen stecken und wie viel Freude für die Empfänger! Nun wollen wir uns die ganze Schatz ein wenig näher betrachten. Da waren liebevoll gefüllte Egel darunter, in wackelnden weißen Schwändern, und Hirten mit knorrigen festen Säckchen und Sprache voll Erdgeruch und ganz rechts, da standen sogar die hl. drei Könige mit ihren zackigen Kronen. Doch ich glaube, es ging auch ihnen allen trotz ihrer hohen Würde so wie einst mir, da wir in der Christfreude und in Erwartung der auszuübenden Bescheiden das Herz zum Hals hinauspochte. Und dann gar das Spiel voller Begeisterung und kindlicher Reinheit! Da gab es keinen alten Griesgram, über dessen Antlitz nicht ein seliges Lächeln ging, und des Entzückens war kein Ende, als ein kleiner Knirps mit zarter Stimme vom Heiland erzählte, der „geboren ist in einem Stalle arm und klein zwischen Ochs und Eselin“. Und dazwischen das feinsinnige Orgelspiel unseres Meisters Zinterberger. Wahrlich, nur dem wahren Künstler ist es gegeben, das Feinste und Zünftigste aus unseren alten deutschen Weihnachtsliedern herauszuholen. So war die Feier voll festlicher Stimmung und künstlerischer Weihe. Mit den schlichten, zu Herzen gehenden Worten unseres Pfarrers an die Kinder nahm die überaus schöne Feier ein fröhliches Ende. Weihnachten ist und bleibt das Fest der Kinder und ruhet als solches unser Herz. Was wir aber an diesem Abend besonders empfanden, war, daß es ein deutsches Weihnachtsfest war, das wir da feierten, die Protestanten und die vielen Katholiken, die ja weitläufig in der Mehrzahl waren. Kein anderes Volk hat das aus der alten Weihnachtsgeschichte gemacht wie das unsere: Christbaum und Familienfest, Hirtenspiele und die vielen Lieder. Das ist über die Konfessionen hinaus etwas, was unser aller Herzen ruhet und zusammenschmelzt. Und das Schönste ist, wenn die tiefste aller Weihnachtsgaben uns zuteil wird: die Menschen lieb zu haben. Das hilft uns vieles Schmerzliche und Härte zu überwinden. D. P.

Evangelische Gemeinde. Die Weihnachtsgottesdienste finden am 25. und 26. Dezember um 10 Uhr vormittags in der Christuskirche statt. Am ersten Feiertag wird auch das hl. Abendmahl gespendet werden.

Evangelisches aus Laibach. Am 19. Dezember abends 6 Uhr fand in der Christuskirche ein Krippenspiel statt, bei welchem unsere Kleinsten als Hirten und Egel sich allerliebste ausnahmen. Ihre Vorfstellung, die Darbietungen des Chores und liebliche Sologefänge von Fel. Milka Korn waren den Anwesenden ein Anlaß zu viel Freude und Genuß. Anschließend erfolgte eine Kinderbescherung ohne Unterschied der Konfession. Um die Vorbereitung des Festes hat sich der Frauenverein und besonders Frau Editha Homann in liebenswürdigster Weise bemüht. — Die Gottesdienstordnung ist folgende: 24. Dez. abends 6 Uhr Christfeier, 25. Dez. Vormittag 10 Uhr Festgottesdienst in Laibach, nachmittags 2 Uhr in Jeter c. 26. Dez. vorm. 10 Uhr Festgottesdienst in Lj. 6. Am 31. Dez. abends 6 Uhr Silvesterfeier, 1. Jänner vormittags 10 Uhr Neujahrsgottesdienst mit h. Abendmahl in Laibach, 2. Jänner Gottesdienst in Gottschee.

Todesfall. Herr Lorenz Hönigmann, Haus- und Realitätenbesitzer, Obmann der G. St. Wittwegenossenschaft, Obmann der neugegründeten Spar- und Darlehenskasse in Gottschee, ist am 20. Dezember



Enrilo
Allgemein beliebter
Kaffee-Ersatz,
schmackhaft und billig.

Erhältlich in allen
gut assortierten
Kolonialwarenhandlungen.

L. J. im Continuum in Laibach, wohin er am selben Tage infolge schwerer Erkrankung aus Gottschee überführt worden war, im blühenden Alter von 35 Jahren gestorben. Das Gottscheerland hat durch seinen Tod einen überaus schweren Verlust erlitten und einen der aufrichtigsten Gottscheer verloren. Die Leiche wurde nach Gottschee überführt und dort zur letzten Ruhe bestattet. Der Verstorbene hinterläßt drei Kinder im Alter von 4 bis 2 Jahren. Dem braven deutschen Mann sei seine Heimat Erde leicht!

Für den unglücklichen jungen Mann, der sich zu Weihnachten eine Geige wünschte, hat sich die Geige bereits gefunden, es fehlt nur noch ein Bogew. Der gütige Spender wolle ihn in der Kanzlei Dr. Zangger, Aleksandrova cesta 1, abgeben.

Ein verlorenes Reservatstück. Der Stadtmagistrat Celje verlaubt: Einer Verständigung des Kommandanten des Militärkreises in Celje Nr. 37446/I vom 11. Dezember l. J. zufolge hat die Ordinanza des oben erwähnten Kommandanten am 4. Dezember irgendwo in der Stadt der Reservatstück Nr. 1773, das inventiert und verlegt war, verloren. Der Finder des genannten Schriftstückes wird aufgefordert, es unverzüglich beim Stadtmagistrat in Celje oder beim Kommandanten des Militärkreises Celje, der sich in der König Alexander-Kaserne in der Mariborska cesta befindet, abzugeben. Personen, die eventuell sahen, wer ein solches Kuvert aufhob, bzw. es bei jemandem bemerkten, werden aufgefordert, den betreffenden dem Stadtmagistrat zu melden.

Ein Buch Wasil über die Kriegsschuld. Wie der Prograder „Breme“ berichtet, hat Wasil schon vor längerer Zeit ein Buch über die Schuld am Weltkrieg geschrieben, das die Genes des österreichisch-serbischen Streites vom herzogwinischen Aufstand weiter genau beschreibt. Mit besonderer Sorgfalt erscheint das Kapitel über das Attentat von Sarajewo behandelt. Der „Breme“ erhebt die Frage, ob die seinerzeit verschobene Veröffentlichung des 7 Druckbogen starken Buches jetzt erfolgen wird.

Böses Wetter in Amerika. Der ganze nordamerikanische Kontinent wird gegenwärtig von wüsten Stürmen heimgesucht. Seit 20 Jahren hat man in diesen Regionen nichts Ähnliches erlebt. Der Wind, der mit unerhörter Wucht weht, läßt beinahe nur Trümmer und Verwüstung hinter sich zurück. Allein in der Umgebung von Chicago sind 20 Personen erstoren; Hunderte von Familien sind, da der Sturm ihre Häuser zerstörte, in der Kälte obdachlos oder nur notdürftig untergebracht. In dem Staate Minne-ota wies das Thermometer einige Tage lang 48 Grad unter Null an!

Was alles nicht sein dürfte! In ihrer Folge vom 21. Dezember veröffentlicht die hiesige „Nova Doba“ an leitender (!) Stelle eine unsachliche Fäselei, die aber für die Auffassung des Kinderheitenproblems hierzulande immerhin sehr charakteristisch ist. Im Jnteressenteil unseres Blattes nämlich hatte irgendein Handwerksmeister aus dem Saantal eine Anzeige einreichen lassen, bezugslos er einen deutschen Lehrling für sein Geschäft sucht. Dieses Inserat bringt unsere slowenische Kollegin so sehr auf, daß sie aus dieser „Erscheinung“ weinerliche Betrachtungen über die verzweifelt verfahrenen Verhältnisse in Prograd, über die Inferiorität der slowenischen politischen Verhältnisse, über die auf ein Grenzland geradezu erstarrte wirkende nationale und wirtschaftliche Unreife, endlich darüber, daß sich die Deutschen den neuen nationalen und staatlichen Verhältnissen nicht „untergeordnet“ haben, ableitet. Mit dieser Jeremiade dürfte die „Nova Doba“ in Celje wohl unter allen mehrheitsnationalen Blättern der Welt den unglücklichsten Vogel abgeschossen haben und deshalb wollen wir mit ihr deutsch über dieses nie-

gehabte Thema reden. Also: es ist eine ganz unbegreifliche Annahme, daß dieses Blatt es sich herausnimmt, den Handwerksmeistern die Nationalität ihrer Lehrlinge vorschreiben bzw. verbieten zu wollen. Da unserem Nachwuchs, also dem Kindern von gleichberechtigten hiesigen Staatsbürgern, eine staatliche und sonstige öffentliche Bedienung — wie würde die „Nova Doba“ Jeter und Mordio schreiben, wenn es anders wäre! — nahezu versperrt ist, wo sollen wir dann hin mit ihnen, wenn sie wegen ihrer Nationalität nicht einmal als Lehrlinge aufgenommen werden dürfen?! Fast alle heutigen slowenischen Meister in der Südböhmerei haben das, was sie können, seinerzeit bei deutschen Handwerksmeistern gelernt, wo sie gerne aufgenommen wurden, und heute betrachtet es ein slowenisches Blatt als eine Staatsaffäre, über die Leitartikel geschrieben werden müssen, wenn einmal ein Meister einen deutschen Lehrling sucht?! Was jedoch die Unterordnung der Deutschen unter die neuen „nationalen“ Verhältnisse anbelangt, darüber schreie die „Nova Doba“ lieber! Sie wandle vor das „Gesellschaftsdom“ und überzeuge sich an diesem Beispiel, daß nirgends eine Unterordnung gründlicher den neuen „nationalen“ Verhältnissen untergeordnet wurde als die deutsche in Slowenien. Solchen Verhältnissen wünschlich, wie sie von den Befinnungsgegnossen der „Nova Doba“ als „national“ angesehen werden. Daß diese nationalen Verhältnisse soweit gehen könnten, daß ein deutscher Meister nicht einmal mehr einen deutschen Lehrling würde suchen dürfen, auf diesen Gedanken kamen wir bisher bei all unseren reichen „nationalen“ Erfahrungen denn doch noch nicht! Trotzdem glauben wir, daß sich auch in Zukunft unsere Meister ihre Lehrlinge nicht von der „Nova Doba“ werden vorschreiben lassen!

Slowenische Schulen in Deutschland! Aus Westfalen läßt sich der Subjannaer „Slovenec“ melden: Dem westfälischen Slowenen geht es besser, die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich gebessert. Die Organisation aller Slowenen schreitet vorwärts, das konfessionelle Leben ist gut und das gesellschaftliche lebhaft. Der Herr geistl. Rat Franz Kalam bemüht sich um seine Landsleute mit aller Liebe. „Als Jvon“ lautet jeden Monat recht schön. In Gladbeck ist jetzt eine slowenische Schule...

Unseren Standpunkt, den wir zu den bevorstehenden Gewahlen einnehmen, haben wir schon genügend dargelegt, so daß es nicht nötig ist, ihn abermals zu wiederholen. Die nachfolgenden Notizen stellen Auszüge aus der heftigen Polemik dar, die sich zwischen dem Hauptorgan der selbstständigen Demokraten, dem Subjannaer „Jutro“, und dem der slowenischen Volkspartei, dem Subjannaer „Slovenec“, entsponnen hat. Bemerken wir im Hinblick auf die selbstständigen Demokraten, die nirgends unter ihrer eignen politischen Firma aufzutreten, sondern sich in allerlei „wirtschaftliche“ Titel hüllen, bloß das eine: Für diese Kavaliere wäre es nicht der geringste „nationale Verrat“, wenn die Deutschen mit ihnen gingen, im Gegenteil, ein ganz bedeutender Fortschritt im patriotischen Sinne. Sie haben ja nicht immer die „Verührung“ mit den Deutschen gemieden, sondern auf gewissen Gebieten eine solche „Verührung“ oft sogar sehr gesucht. Verlogenheit, Heuchelei und Pharisäerum sind ihre augenfälligsten Merkmale. Daß sie jetzt auf dem deutsch-kerikalischen „Nationalerrat“ bis zur Bewußtlosigkeit und Hyterie herumreiten, ist in Anbetracht der so spätig gewordenen Reize ihrer Partei natürlich vollkommen zu begreifen!

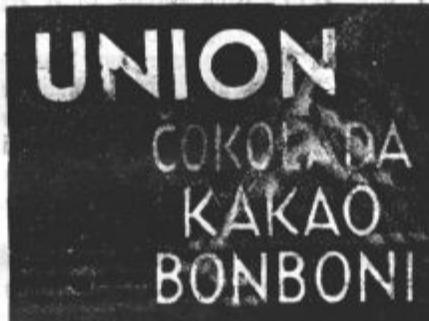
Der „Nationale Block“ im Marburger Gemeinderat ist auseinander gefallen, weil die selbstständigen Demokraten, die Radikaler und die Nationalsozialisten dem Bürgermeister Dr. Leskovar das Mißtrauen ausgesprochen haben. Daß diesbezügliche Schreiben, das im Subjannaer „Jutro“ veröffentlicht

würde, lautet: „Herr Bürgermeister! Mit Vertrag vom 18. März 1924 schufen die Slowenische Volkspartei und die Radikale Partei mit unseren Parteien einen „Nationalen Bloc“ für die Gemeindevahlen, die in Maribor im Jahre 1924 mit dem Ziel stattfanden, daß diese Parteien die Leitung der Geschäfte der Marburger Stadtgemeinde in ihre Hände nahmen „mit der Absicht, den jugoslawischen Charakter der Stadt zu verstärken.“ Für die Gebietswahlen, die am 23. Jänner 1927 stattfinden sollen, haben aber Ihre Partei und die Radikale Partei für dasselbe Maribor, für dessen Befestigung des nationalen Charakters wir den „Nationalen Bloc“ geschlossen hatten, ein Kompromiß mit der deutschen Partei abgeschlossen, so daß auf der Liste, deren Führer der mit unseren Stimmen gewählte nationale Bürgermeister der Stadt Maribor ist, der Vorstand des Marburger Deutschertums kandidiert. Wir teilen Ihnen mit, daß die Mitglieder unserer Klube zum Protest gegen Ihr Vorgehen und das Vorgehen Ihrer Partei und der Radikalen Partei auf die (Budget-) Sitzungen des Gemeinderates, die Sie für den 20., 21., 22. und 23. I. M. einberufen haben, nicht kommen werden.“ — Daß die Slowenische Bauernpartei (Radik Partei) in Maribor gegen ein Zusammengehen der beiden slowenischen Parteien mit den Deutschen wie gegen einen Putsch protestiert, werden vielleicht die Wähler im Bezirk Pettau zur besonderen Kenntnis nehmen. Auch gehört, wenn wir uns nicht irren, ein Großteil der radikalanischen Wähler in Maribor der deutschen Nationalität an.

Die Bewahrung des jugoslawischen Charakters der Stadt Maribor und die durch den deutsch-kerikal-radikalen Wahlpakt für die Gebietswahlen „präjudizierte“ Zweisprachigkeit der Südböhmischen Mark liefern den selbständigen Demokraten den Vorwand für ihre Geschei über den „nationalen Verrat“ der Kerikalen. Jedermann weiß jedoch, daß das Geschei aus der Wut und aus der Enttäuschung und aus der Hoffnung herkommt, mit diesem „nationalen“ Schlag das futsch gegangene Mandat doch noch zu retten. Hören wir, was der „Jatro“ über die „präjudizierte“ Tatsache einer deutschen Minderheit in der Südböhmischen Mark erzählt: „Kerger aber (als der „nationale Selbstmord“ des Bürgermeisters Dr. Kostovak) ist das Präjudiz, das mit dem unglücklichen Pakt in allseitsnationaler Hinsicht geschaffen wurde. Mit Erfolg ist behauptet worden und es siegte die Töse unseres Staates (d. i. der selbständigen Demokraten), daß die Deutschen in dem Marburger Verwaltungsgebiet nur eine Diaspora sind, versprengte Teile, die wir nicht als Ganzheiten einschätzen können. Damit wurde ihnen nicht die staatsbürgerliche Gleichberechtigung und die Möglichkeit kultureller und wirtschaftlicher Wirksamkeit abgesprochen. Aber die Pflichten ihnen gegenüber sind nicht die gleichen wie gegen kompakte nationale Minderheiten. (Die Folgerung aus der Gleichberechtigung, aus der Möglichkeit einer kulturellen Betätigung und aus dem „nicht gleichen“ Pflichten uns gegenüber zogen die selbständigen Demokraten dadurch, daß sie uns vom Besitz aller Kulturgebäude ganz einfach befreiten.) Den Kerikalen war es vorbehalten, die Erlaubnis einer deutsch-nationalen Partei und damit deutsch-nationalen „Ganzheiten“ in Maribor und in Celje und im ganzen Marburger Verwaltungsgebiet feierlich anzuerkennen. Die Deutschnationalen werden behaupten können, daß dieses Ereignis die Zweisprachigkeit des Marburger Verwaltungsgebietes faktisch präjudiziert. Der übrige Inhalt des Verräterpakt, den die Slowenische Volkspartei mit der deutschen Partei abschloß, ist noch nicht bekannt. Man muß glauben, daß neben dem Wahlkompromiß noch etwas mehr aufgeschrieben wurde, ferner liest man zwischen den Zeilen und in ganz Europa wird es heißen, daß die deutsche Ganzheit nach achtjähriger Vernichtung wieder auferstanden und anerkannt ist. Wir glauben mit Recht sagen zu können, daß die deutsche Partei sehr billig einen ungeheuren Erfolg erzielt hat, der unabsehbare Folgen auch bei der zwischenstaatlichen Vereinigung unserer Minderheitsfragen haben könnte. Der Pakt der Slowenischen Volkspartei wird ein willkommenes „Atom“ aller unserer Gegner sein. Wir sehen, daß man der slowenischen Volkspartei keine nationale Rolle verlässlich anvertrauen kann. Hier sprechen wir nicht von den deutschen Wählern, denen wir garantieren dürfen, daß ihnen am meisten der Kopf hoch tun wird, weil sie sich in diese Sache eingemischt haben . . .

Sie sind und waren aber sonst nicht immer so, wie ihnen, den garstigen Huchlern, der „Slovenec“ in seinem Leitartikel vom Dienstag den Spiegel folgendermaßen vor die tintige Nase hält: Beim Eintritt in den neuen Staat erachtete

die selbständigdemokratische Partei als erste und wichtigste nationale Aufgabe die „Nationalisierungen“. Und sie nationalisierte so, daß Affären entstanden, die noch fünf Jahre später die Deffentlichkeit aufregten, so daß sich der Historiker schämen wird, wann er dies über sein Volk schreiben wird; sie nationalisierte so erfolgreich, daß sie durch Mißbrauch der politischen Macht und der staatlichen Beförderung alle nationalisierten Unternehmungen wieder in fremde Hände brachte. Diese Partei, welche das slowenische Volkstum am meisten geschädigt hat, schreit heute über Volksberrat, weil für die Wahlen in die Gebietsversammlung unsere Partei in Maribor eine Kompromißliste mit den Radikalen und den Deutschen aufgestellt hat. Was aber, wenn sich die Demokraten noch vor ein paar Tagen verstimmt den Deutschen a boten und „auf Unwegen“ fragten, ob sie in Maribor nicht die Deutschen aus dem Dreck ziehen möchten. Die demokratischen Pharisäer mögen bezüglich der Verbindung mit den Deutschen noch über nachfolgende Tatsachen nachdenken: Im Jahre 1924 haben sie bei den Gemeindevahlen ein Bündnis mit den Deutschen in Slov. Bistrica, Ronje, Sečanj, Sornja Ragona und anderswo geschlossen. Damals, als die Demokraten gegen uns ein Bündnis mit den Deutschen schlossen, war dieses Bündnis kein Berrat, heute wo sich das Bündnis mit den Deutschen gegen die Demokraten richtet, ist dieses Bündnis selbstverständlich ein Berrat.



Über noch etwas Interessanteres wird in der Wahlpolemik der beiden Blätter „Jatro“ und „Slovenec“ erörtert. Der letztere meinte nämlich mit Pathos, daß der Wahlpakt der Kerikalen mit den Deutschen in Maribor die Zweisprachigkeit präjudiziert und den jugoslawischen Charakter der Stadt Maribor (nur die „Jatrlaner“ wissen, wie!) tangiere. Man ist ja bekannt, daß sich der Charakter einer Stadt nach außen hin nicht zuletzt durch ihre Presse auswirkt, weil das Gedeihen einer Zeitung deutlich zeigt, daß genügend Leute vorhanden sind, welche diese Zeitung lesen oder sonst benötigen. Nicht man mit diesem Maßstab den jugoslawischen Charakter der Stadt Maribor, so ist das Bild einfach katastrophal. Denn in dieser großen Stadt existiert, gerade noch auf zwei kläglichen Seiten erscheinend und in einigen Tagen überhaupt eingehend, ein einziges slowenisches Blatt, unser „lieber“ selbständigdemokratischer Tabor. Dafür blüht und gedeiht aber die in deutscher Sprache erscheinende „Marburger Zeitung“ äppig an Seiten- und Inseratenzahl. Sie ist ein Tagblatt und man sollte meinen, daß ihr erhebliches Wachstum den selbständigen Demokraten als die augenfälligste Gefährdung des jugoslawischen Charakters der Stadt erscheinen müsse, weil nach der Presse zu schließen in einigen Tagen in Maribor nicht einmal mehr von einer Zweisprachigkeit, sondern nur noch von einer Einsprachigkeit, und zwar einer deutschen („Marburger Zeitung“ und „Volksstimme“), wird die Rede sein können. Wer ist nun der Vater dieser Einsprachigkeit, wer demonstrierte in dieser national ganz ungläublichen, geschäftlich aber gerissenen Weise „ganz Europa“, daß es in der Südböhmischen Mark sehr artige deutsche „Ganzheiten“ gibt? Die selbständigen Demokraten! Sie, die jede Beziehung mit den Deutschen als nationalen Verrat brandmarken, geben für diese Deutschen ein großes Tagblatt heraus! Wahrscheinlich nicht deshalb, weil es keine Deutschen gibt, denn davon sind wir ja doch überzeugt, daß sie lieber ihren Hungerkünstler, den „Tabor“, hätten erfetten lassen. Die Art, wie sie den Besitz der „Marburger Zeitung“ rechtfertigen, ist recht schwach. Diesbezüglich antwortet der „Jatro“ dem „Slovenec“ u. a. folgendermaßen: „Wer weiter sieht als bis zu seiner Nase hin, wird schnell einsehen, daß es von großem national (hm!) Wert ist, daß auf einem Gebiet, wo es noch etwas (hm!) Bevölkerung deutscher Nationalität gibt, im Wege einer in nationaler und staatslicher Erziehung absolut korrekten Presse diese Bevölkerung richtig informiert werde. Die Kerikalen würden es wohl nicht lieber sehen, daß dieser Leserkreis den deutschnationalen Sperrn überlassen und nicht systematisch unserer Seinnung und unserem

Patriotismus genähert werde. In dieser Hinsicht lassen wir uns von niemand Vorschriften machen!“ — Und doch haben die Kerikalen recht und sie sehen noch viel weiter als die „Demokraten“. Denn — gleich spaka! — trotzdem die Demokraten schon jahrelang diesen Leserkreis der eigenen Seinnung „näher“, wird dieser doch die Kerikalen und nicht die „nähernden“ Demokraten wählen. Die Leute denken sich nämlich: Wenn schon „genähert“ sein muß, dann nähern wir uns doch lieber gleich der größten slowenischen Partei und der größten Reichspartei, indem wir für die „wirtschaftlichen“ Gebietswahlen mit ihnen gehen! Die selbständigen Demokraten sind ungerecht, wenn sie es den Kerikalen verübeln, daß diese mit einem Schlag erreicht haben, was sie selbst schon seit Jahren ebenso systematisch wie vergeblich anzustreben einsetzten, nämlich eine „Annäherung“ der deutschen Bevölkerung. Ihre „Annäherungsanst“ im Wege der national korrekten „Marburger Zeitung“ gibt jedenfalls in dem Rausgang vielleicht wird dieses Blatt auch nach dem losbaren Verständnis des „Jatro“ wieder behaupten, daß es nicht das Blatt einer Partei ist, die uns Deutsche wie die Pest zu verabscheuen behauptet.

Huh! Huh! Unsere Marburger Kollegin scheint sich wieder nach Vorbeeren zu sehnen, wie sie ihr einst durch die Veröffentlichung u. b. Plakatierung der sensationellen ungar. „Wohpläne“ so schön erblüht waren, denn auf einmal möchte sie wieder ein bißchen Kriegspolitil machen. Selbst ihre patentierten Pazifisten, denen sonst die Kriegschrenzeichen der (deutschen) Frontkämpfer des Weltkrieges bloß „mit Sidol gepuzte Blechherben“ sind, werden rebellisch und blicken „trotzig der Willkür einer Kriegsgefahr wie zu Beginn des Jahres 1914 ins Auge“. Um aber wieder wie zur glorreichen Zeit der ungarischen Wohpläne etwas Konkretes zu bringen, stellt sie in Maribor die „bekannte Tatsache“ fest, daß die Kerikalen durch eine „sehr organisierte Kurierpost“ dem römischen Deeresministerium alle geringsten Veränderungen im Armeestand des fremden Staates übermitteln. Wie sie „allen Anzeichen“ (huh!) entnimmt, ist Maribor (huh!) dazu außerorden (huh!) gewissermaßen die „Operationsbasis“ (huh!) für faschistische Spionage zu bieten. Wir können vorderhand“, deutet die Kriegerische geheimnisvoll an, „mit Rücksicht auf die von uns (von der „Marburger Zeitung“) eingeleiteten (huh!) Recherchen (huh!) mit konkreten Angaben (huh!) nicht vor die Öffentlichkeit treten, doch genüge die Bekräftigung (huh!), daß es uns bereits gelungen ist, eine Spur zu entdecken, die uns vielleicht in kürzester Zeit die völlige Aufklärung der Angelegenheit bringen dürfte.“ Nur der tief verankerte Stinbe, daß die „Recherchen“ der maßgebenden Faktoren, insbesondere aber der Sicherheitsbehörden, der unter die Soldaten gegangenen „Marburger Zeitung“ wieder zu einem ungarischen „Wohplan“ verhelfen werden, wird unseres Erachtens die großen slowenischen Blätter mit der außerordentlichen Tatsache befreunden können, daß sich ausgerechnet die „Marburger Zeitung“ berufen fühlt, „Recherchen einzuleiten“, Spione zu suchen und gelungenerweise eine „Spur zu entdecken“. Unsere ohne Not aufgeschreckten Marburger Spielführer werden sich aber erzählen: Die pazifistische (huh!) „Marburger Zeitung“ (huh!) raffelt (huh!) mit dem Säbel (huh!) und betreibt Sonntagsgerei auf Spione (huh!). Da muß es (huh!) wirklich schon Warhät am letzten sein! (Huh!)

Meldung der Jünglinge der Geburtsjahrgänge 1907, 1908 und 1909. Der Stadtmagistrat Celje verläut bart: Im Sinne der Artikel 13 14 und 166 der Rekrutierungsvorschrift, ferner des Artikels 10 des Gesetzes über die Einrichtung des Heeres und der Marine in Verbindung mit dem diesbezüglichen Erlaß des Kommandanten des Militärkreises in Celje Bl. 38048 vom 8. November l. J. werden alle in der Stadt Celje wohnhaften Jünglinge der Geburtsjahrgänge 1907, 1908 und 1909, und zwar ohne Rücksicht auf Zuständigkeit, aufzufordert, sich zum Zweck der Einberufung in das Stellungsverzeichnis beim Stadtmagistrat, Zimmer N. 14 1. Stock, vom 18. bis einschließlich 24. Dezember l. J. während der Arbeitsstunden, d. i. von 9 bis 12 Uhr vormittags, persönlich zu melden. Jeder Jüngling des Geburtsjahrganges 1907, der in der Stadt Celje das Heimatrecht besitzt, muß nachfolgende Dokumente mit sich bringen: 1. Primatschein, 2. Taufschein, 3. den Familienbogen des zuständigen Pfarramtes, in welchem alle lebenden und eventuell gestorbenen Familienmitglieder eingeschrieben sein müssen, 4. die Militärdokumente des Vaters und der Brüder und 5. alle Schulzeugnisse. Die Jünglinge deselben Jahrganges, die in einer anderen Gemeinde heimatunfähig sind und ständig

Kaffee Hag ist die logische Form, in der man Kaffee trinken soll, da er allen Genuss gewährt, ohne, weil koffeinfrei, die Organe anzugreifen und zu schädigen.

oder zeitweilig in der Stadt Celje wohnen, müssen nachfolgende Dokumente mit sich bringen: 1. Heimatchein, 2. Taufschein und nach Möglichkeit auch den Familienbogen. Die Jünglinge der Geburtsjahrgänge 1908 und 1909 ohne Unterschied der Heimatzuständigkeit müssen dieselben Dokumente mitbringen, die für die Jünglinge des Geburtsjahrganges 1907 vorgeschrieben sind, die nicht in der Stadt Celje zuhause sind. Außer den oben angeführten Dokumenten muß jeder Jüngling, wenn er sich seinerzeit beim Stadtmagistrat für den Aufenthalt militärisch gemeldet hatte, auch die diesbezügliche Meldungsbefätigung mitbringen. Abwesende Jünglinge müssen in der angegebenen Zeit von ihren Eltern, Vormündern, Brüdern, Schwestern oder anderen Verwandten gemeldet werden, was diese nach den bestehenden diesbezüglichen Bestimmungen des Gesetzes über die Einrichtung des Heeres und der Marine zu tun verpflichtet sind. Wer sich bis zum festgesetzten Termin überhaupt nicht melden sollte, wird nach dem bestehenden Vorschriften auf das strengste bestraft werden, überdies unterliegt er den Artikeln 55 und 56 des Gesetzes über die Einrichtung des Heeres und der Marine. Ebenso wird gegen jeden, der abwesende Jünglinge nicht melden sollte, vorgegangen werden.

Vom Geschworenengericht in Maribor. In Vitane bei Dornj war am 9. Mai l. J. der Weinbergbesitzer Leopold Prater mit zerquetschtem Schädel tot aufgefunden worden. Wegen dieses Mordes mußten sich am 10. Dezember vor den Marburger Geschworenen die erst 18 jährige Magd des Prater M. Neme, die 22 jährige Schwester Anna Tschekal, deren Geliebter, der 19-jährige Martin Ivanuš, dessen Bruder, der 21-jährige Vinzenz Ivanuš, die im Keller der Ermordeten gezecht hatten und von diesem überrascht worden waren, verantworten. Die Geschworenen verneinten die Frage auf Mord, bejahten die Frage auf Totschlag beim Angeklagten Martin Ivanuš, weshalb dieser wegen Totschlages zu 4 Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde; die übrigen Angeklagten bekamen wegen Diebstahls bloß je 2 Monate Arrest. — Am 11. Dezember wurde der 26 jährige Besitzer Josef Korosic aus Partinje, Bz. So. Lenard, zu bloß 3 Monaten Kerker verurteilt, weil die Geschworenen plötzliche Sinnesverwirrung während der Tat annahmen. Der Angeklagte hatte am 6 August 1926 seinen 73 jährigen Schwiegervater Valentin Domisla dermaßen mißhandelt, daß dieser am 14. August starb. Am 7. August ging Korosic zum D. S. D. Dojman, zu dem seine Frau u. s. w. war, ergriß diese an den Haaren, schleifte sie im Zimmer hin und her, verwundete sie mit dem Messer am Hals und am ganzen Leibe, so daß sie ohnmächtig vom Besitzer Dojman den Händen des Wärters entzogen werden mußte. — Am 13. Dezember wurde die Verhandlung gegen die Magd Magdalena Bugem, die nach 15 jährigem Dienst ihrem Dienstherrn Franz Rojsl in Svetice mit Hilfe ihres Liebhabers Anton Kocmut 18.300 Din. gestohlen hatte, wegen Einholung weiterer Beweisaufnahmen vertagt. — Der 31-jährige Bäckerlehrling Josef Ruzman unbeständigen Aufenthalts wurde zu 16 Monaten Kerkers verurteilt, weil er im Oktober 1922 das ihm von der Postamt Vorh. in Gram anvertraute Geld von 12.000 Din., das er Franz Sibilc in Maribor hätte überbringen sollen, veruntreut hatte; er redete sich aus, daß ihm das Geld von lieblichen Frauenzimmern entwendet worden sei.

Der heutigen Auflage unserer Zeitung liegt ein Prospekt über Elida-Idéalseife und Elida Citronen-Coldcream bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

„ITO“ die beste Zahnpasta.
Einiges über Kaffee Hag. Es gibt bei uns noch Leute, welche noch immer nicht wissen, was Kaffee Hag ist, der erst jetzt hier an Verbreitung gewinnt. Kaffee Hag ist kein Surrogat, wie viele irrtümlich glauben. Er ist der originale, weltberühmte, reine Bohnenkaffee ohne Caffein, der seit 1907 in den Handel gebracht wird und in europäischen Ländern unter dem Namen „Kaffee Hag“ bekannt ist. In Amerika und in Frankreich wird er unter dem Namen „Sanka“ verkauft. Kaffee Hag ist frei von dem schädlichen Bestandteil in Tee und Kaffee, dem Caffein, der so oft Schlaflosigkeit, nervöse Beschwerden, Augenstimmern, Schwindel, Herzklappen und Unruhe verursacht. Er ist für alle Leidenden, ebenso für Kinder vollkommen unschädlich. Dabei bietet er, was Geschmack und Aroma betrifft, vollen Kaffeegenuss. Kaffee Hag ist nur echt in der Originalpackung a 1/2 kg mit rotem Metallring und Aufschrift „Kaffee Hag“ als Schutzmarke. In jeder Spezerei und Delikatessenhandlung ist er erhältlich. In Dornj, wo Kaffee Hag von den Kaufleuten noch nicht geführt wird, versenden wir denselben auch direkt an den Konsumenten per Nachnahme. Der Preis für diese ist Din 32.— pro 1/2 kg Originalpaket und die kleinste Bestellung sind zwei solche Pakete, wobei Packung und Porto nicht separat berechnet werden, somit im Preise inbegriffen sind. Verlangen Sie bei Ihrem Spezereihändler Kaffee Hag und falls er diesen nicht führt oder nicht führen will, best. n Sie direkt an die Adresse: Kava Hag, Zagreb, Boskovcva ul. 9. Bitte versenden wir an jedermann kostenfrei! Kaffee Hag soll in keiner Familie fehlen!

melden, ist in Moskau die Nachricht verbreitet, daß das Diadem der Kaiserin Katharina von der russischen Regierung zum Verkauf nach Amerika angeboten wurde. — Der angeblich so reiche Wiener Jude Bofel, der natürlich aus der Bukowina stammt, hat der österreichischen Postsparkasse einen Verlust von 110 Millionen Dinar verursacht; das Glück dieses ganz unproduktiven Handelsjuden, eines Kriegsgewinners, ist zu Ende. — Der englische Innenminister schätzt den durch den Kohlenstreik verursachten Schaden auf mehr als 400 Millionen Pfund Sterling, ein Verlust, der sogar größer sei als die seinerzeitigen Kosten des südafrikanischen Krieges. — In Südtirol wurden alle landwirtschaftlichen Institutionen der Deutschen faschifiziert. — Bei dem Abschiedsfest für den Earl Granville, den bisherigen britischen Gesandten in Kopenhagen, trugen sämtliche Gäste ein symbolisches Zeichen der Trauer, nämlich einen Tränentropfen aus Kristall, der die Abendkleider der Damenwelt zierte und den Herren aus dem Frackknopfloch baumelte. — In Gries bei Bozen ist die Tochter des großen russischen Dichters Dostojewski Fräulein Alise Dostojewskaja im Alter von 59 Jahren gestorben. — Im Laibacher „Jutro“ schildert ein Aegyptenreisender seine dortigen Eindrücke; unter anderem lesen wir nachfolgende Stelle: Ich war noch am Dampfer und schon greift mein Gepäck ein echter schwarzer Mohr an, nicht ein solcher, wie ich ihn in Ostende gesehen habe. Nein, auch seine Hände waren schwarz und seine Zähne, die Zähne gelb, er sprach mich aber so an (deutsch): „Bon wo, Herr?“ „Jugoslaw!“ Der schwarze Mohr faßelt alle möglichen Sprachen: dajš, francezš, ingliš, italiano. Meine armen Ohren! — Um die Eisenbahnstrecke bei Bogosjevo und ungefähr 100.000 Joß Ackerbodens vor einer neuerlichen Ueberschwemmungskatastrophe zu beschützen, hat man auf einer Konferenz in Sombor beschlossen, einen ungeheuren Damm in der Länge von 6 Kilometern zu erbauen, der 10 Millionen Dinar kosten wird; das Verkehrsministerium wird 3 Millionen beisteuern. — Die bei verschiedenen europäischen Banken angelegte Hinterlassenschaft des verstorbenen sowjetrussischen Botschafters in Berlin Krassin beträgt 3 Millionen Pfund, d. i. 75 Millionen Friedensmarken. — In Lüttich ist der Esinder der Browningsfirma, Ing. Brownig, im Alter von 75 Jahren gestorben. — Vor fünfzig Jahren zählte die katholische Bevölkerung der Vereinigten Staaten 5.800.000 Seelen; heute zählt sie 18.500.000 Seelen. Es giebt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten rund 17.000 katholische Kirchen und 7000 Pfarrschulen, 546 Lyceen, 115 Gymnasien und 16 Universitäten. Die meisten wurden dank wohlthätigen Stiftungen errichtet; man schätzt die wohlthätigen Stiftungen, die der Kirche jährlich zufließen auf rund 75 Millionen Dollar.

Kurze Nachrichten.

In Odeffa wurde dieser Tage ein politischer Vertrag zwischen Sowjetrußland, der Türkei, Afghanistan und Persien abgeschlossen. — Armeegeneral Hadžić, früherer Kriegeminister und jetziger Adjutant des Königs, wurde von der tschechoslowakischen Republik mit der Verleihung eines goldenen Ehrenabzeichens zur Erinnerung an die Dobruška ausgezeichnet, wo er während des Krieges als Kommandant einer Freiwilligendivision in enger Fühlung mit tschechischen Einheiten stand. — Mussolini versucht bekanntlich wieder, in Deutschland freundliches Wetter für seine Regierung zu schaffen; so erklärte er in einer Unterredung mit dem Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, daß es zwischen Deutschland und Italien eigentlich keine Gegensätze gäbe; bezüglich der Minderheiten äußerte er sich interessanterweise folgendermaßen: Das Recht der Minoritäten kann ich nicht als Trennungsmoment ansehen und ich lege ihm das Recht der Majoritäten entgegen, da ich in diesem Fall Demokrat bin; das italienische Volk von 42 Millionen Menschen ist vom Meer und von den Alpen umgeben und so einheitlich in seiner Struktur wie kaum ein anderes Volk. Dieses Volk kann also sein Recht als Majorität in Anspruch nehmen. — Der Berichterstatter italienischer Blätter im Balkenkrieg Stjepan Borša aus Florenz soll zum Heiligen proklamiert werden; auf diese Weise bekommen die Journalisten einen Schutzpatron, der sich in unserer Zeit auskennt. — Wie die Polnischen Nachrichten

Wirtschaft und Verkehr.

Abbruch der jugoslawisch-französischen Handelsvertragsverhandlungen. Diese Tage lehren auch noch die übrigen Mitglieder der jugoslawischen Delegation, welche die Verhandlungen zwecks Abschließung von Handelsverträgen mit Frankreich, Belgien und England geführt hatten, aus Paris nachhaus zurück. Mit Frankreich konnte kein Uebereinkommen in den einzelnen Fragen erzielt werden und deshalb werden die Verhandlungen erst im nächsten Frühjahr wieder aufgenommen werden. Wir möchten nicht ausrechnen, was solche ewige „Roumffonen“ und „Delegationen“ im schönen Paris kosten.

Die schönsten
Valenciapuppenköpfe
 für Divanpölster und
Pyjama-Taschen
 kaufen Sie billigst bei
Mary Smolnik, Celje, im
 Palais der I. hrvatska štedionica.

Auto Pegout
 2sitzig mit elektrischem Licht und Starter in sehr gutem Zustande, ist preiswert zu verkaufen. Anzufragen bei Janko Šoster, Celje oder Autowerkstätte, Ljubljanska cesta 11.

Hotel Post
 Jeden Samstag und Sonntag
 erstklassiges
Konzert
 Beginn halb 9 Uhr abends.
 Eintritt frei.
 Hierzu ladet höflichst ein
Franz Rebeuschegg
 Hotelier.

Schönes Weihnachts-Geschenk
Anker's Steinbalkkasten
 vollkommen neu, gross, für 10jährigen Knaben, ist zu verkaufen. Preis Din 300.—. Anfragen bei Šerbec, Glavni trg 9.

Kleineres
möbl. Zimmer
 mit elektr. Licht, sonnseitig, mitte der Stadt gelegen, ist mit oder ohne volle Pension sofort zu vermieten. Anzufr. in der Verwltg. d. Bl.

K a u f e ein billiges, strapazfähiges
F a h r r a d
 Anträge erbeten an Boros, bei Filipšek, Gaberje, Nova cesta 146, I. Stock.

Speisezimmer
 neu, modern, Eiche (schwarz) um Din 12.000 wegen Uebersiedlung sofort zu verkaufen. Celje, Kocenova ulica 2/II. Ranz.



Свесна

је само права лепота. Они, који знаду, да су лепа и они, којима је познато, како ће лепа остати, пуни су самопоуздања, сигурни успеху, сретни су и моћни.

Извор трајне лепоте је правилна нега коже. Идеални начин сачувања коже свежом и здравом, је једино Елида нега коже. То је комбинација сапуна и крема, која узајамним деловањем обих, даје кожи наравну свежину. Елида нега коже промиче здравље и повећава лепоту.

ELIDA

ИДЕАЛ-САПУН

Темељито намирисан и тако чист и благ, да га и најнежнија кожа без штетних последица стално подноси.

ELIDA

CITRON - COLD CREAM

Цитрона и Колдкрем, прастара средства за пољепшавање — најмодернијим начином складно састављена у ручном облику.

ЕЛИДА НЕГА КОЖЕ



Samosvjestna

je samo prava ljepota. Oni, koji znadu, da su lijepi i oni, kojima je poznato, kako će lijepi ostati, puni su samopouzdanja, sigurni uspjehu, sretni su i moćni.

Izvor trajne ljepote je pravilna njega puti. Idealni način sačuvanja puti svježom i zdravom, je jedino Elida njega kože. To je kombinacija sapuna i krema, koja uzajamnim djelovanjem obih, daje koži naravnu svježinu. Elida njega kože promiče zdravlje i povećava ljepotu.

ELIDA

I D E A L - S A P U N

temeljito namirisan i tako čist i blag, da ga i najnježnija koža bez štetnih posljedica stalno podnosi.

ELIDA

CITRON - C O L D C R E A M

Citrona i Coldcream, prastara sredstva za poljepšavanje najmodernijim načinom skladno sastavljena u priručnom obliku

ELIDA NJEGA KOŽE

Schrifttum.

„Deutsche Volkheit“. Unter diesem Titel erscheint jetzt in dem hochverdienten Verlage von Eugen Diederichs in Jena eine Sammlung, die von ganz besonderem Werte für uns Auslandsdeutsche ist. Treue des Volksbewußtseins rühmt man uns Auslandsdeutschen häufig nach. Aber wir spüren nur zu oft schmerzlich unsere geistige Abgeschnittenheit. Nach ein Auschnitt deutschen Wesens, unser eigenes kleines eng umgrenztes Stück Leben, steht uns vor Augen. Aber der ganze unübersehbare Reichtum, die drängende Fülle all dessen, was deutsch ist, ist uns ferne. Diese Sammlung „Deutsche Volkheit“ will den ganzen Umfang und die ganze Tiefe deutschen Wesens dem Volke — nicht dem Gelehrten, auch nicht nur dem Gebildeten, sondern dem ganzen Volke erschließen. Die Herrlichkeit unserer Geschichte und was im Volke lebt an Wahrheit, Brauch und Sitte, an Vätergut, Herzensrost und Glaubenskraft soll hier allen zugänglich gemacht werden. Uns Auslandsdeutschen, die wir oft um die nackte Existenz zu ringen haben, tut die geistige Vertiefung unseres Volksbewußtseins not. Hier sind uns die Wege gewiesen. Das prachtvolle Volksbuch von Andreas Hofer, aus dem wir an anderer Stelle kleine Proben bringen und das wir nicht genug empfehlen können, gehört hierher. Es sind u. a. bisher erschienen: Altgermanisches Frauenleben, Nordische Helden- und Sudenten- und Bergsagen, Blämische und Plattdeutsche Märchen, altdeutsche Tierfabeln, Bauern- und Landknechtsschwänke, drei Bände über Friedrich den Großen, Germanische Spruchweisheit, Bauerweisämer. Es gibt wenig im

**Wodurch bleicht
RADION?**

Durch Sauerstoff! Es entwickelt beim Erhitzen Borax und Sauerstoff. Borax macht das Wasser weich und Sauerstoff wirkt wie der Sauerstoff der Luft bei der Rasenbleiche. Beide schonen die Wäsche.

Radion ersetzt also Rasenbleiche.

gegenwärtigen deutschen Schrifttum, das für den inneren Aufbau unseres Volksums von gleicher Bedeutung wäre. Ein unausdöpllicher Schatz, dem kein anderes Volk etwas Ebenbürtiges zur Seite stellen kann. Es

erscheinen vorläufig 150 Bände, die überaus geschmackvoll und reich ausgestattet sind und je 2 Mark (30 Dinar) kosten. Da muß man zugreifen. M.

3 Paul Hammerfeld.

Eine Geschichte aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von Anna Wambrecht-Samer.

„Frau Meisterin, zuerst ist er ein Mensch,“ erklärte der Soldat. „Die Schweden sind keine süßen Leute. Und sehten tun sie wie der Teufel selber.“

„Unser Leopold, den braven Bubens, haben sie auch vom Pferd gestochen,“ Frau Bärde hob den Schürzenpfel vor die Augen.

„Das bringt der Krieg mit sich, heute du und morgen ich,“ der Friedländische suchte die Ähneln.

„Wie ist denn der zu eurem Trost gekommen?“ Meister Thomas wurde unruhig und ließ den Marktentenderen nicht mehr aus den Augen.

„Weiß nichts Genaueres,“ antwortete der Soldat. „Er war sehr schwer bleistert und hat der Marjanka halt gefallen. Doch weil er gar zu flech ist, hat sie einen Horn gekriegt und schmeißt ihn jetzt auf Pfaster. So gehts halt einmal zu in diesem Leben.“

„Ja Mann, ja Meerschäum! Schau, wie sie den Menschen anpackt! Laßt du so etwas zu vor deiner Hautür?“ Ein jühes Mitleid loberte in Barbaras rechtschaffenem Herzen auf. Heftig drängte sie ihren Mann zum Wagen hinüber, wo die fortgesetzt scheltende und leifende Marjanka sich eben anschickte, den scheinbar bewußtlosen Schweden an den Füßen herunterzuziehen. Das war denn doch dem ruhigen Meister auch zu viel.

„Nein, wenn sie den Leopold auch erschlagen haben, ein Mensch ist der Schwed' halt doch.“

„Ja, ja,“ gab die Meerschäum noch ein wenig zögernd zu, in dem sie sich bekreuzte. „Ist auch ein Reher, Gott verzeih's! Seine Christenpflicht muß der Mensch erfüllen.“

Meister Thomas und seine inzwischen herbeigekommenen Nachbarn achteten des weiteren Gezeiers der Marktentenderin nicht, während sie den regungslosen fremden Soldaten vom Wagen hoben und ihn sorgsam ins Haus trugen. Sie griffen sachte zu, obwohls ein Feind war.

Es gab zur selbigen Zeit, trotz der Strenge der Gegenreformation, in der guten Stadt Gili so manchen, der ganz heimlich lutherisch gestant oder der reinen Lehre zum mindesten nicht abhold war.

Wie es den Stabidienern gelang, die tobende Marjanka zu beruhigen und sie mitsamt dem übrigen aufgeregten Trost wieder in Schwung und nach dem Burgstall zu bringen, das kümmerte den Meister Meerschäum und sein Haus nicht weiter.

Die hatten für den kranken Feind zu sorgen; denn jetzt war er ihr Gast. Und wenn er mit eigener Hand im Kampfgewühl den Hausgenossen totesgeschlagen hätte, sie dachten doch nur eins: daß sie ihm helfen mußten. Die Kinder der süßlichen sonnigen Sannstadt hatten Mitleid mit dem todesflecken Nordlands-öhn.

Als ob es sich von selbst verstände, trugen sie ihn in die verlassene Stubliube des Gefellen Leopold.

Die Lehrhuben mit blaugefrorenen Händen und Nasenspitzen liefen geschäftig voraus, nahmen das Lämpchen vom Herd in der Küche mit und entzündeten

eben ein lustiges Feuer im Ofen, als die Männer den Schweden brachten.

Blitz hinter ihnen trat leichten Schrittes Bisi herein. Sie trug einen Bod weißen Linsens und weicher Rissen unterm Arm. Flink deckte sie das Laner auf und legte die Kofster zurecht und die Männer wogen den Kranken vorstättig darauf niedergleiten.

Sie zogen ihm den blauen Rock herunter und öffneten das Hemd. Aber es klebte an der rechten Schulter fest; wie sie daran rührten, stöhnte der Kranke dumpf und schmerzlich auf. Meister Thomas zog ihm nicht ohne Mühe die gestorenen Sitel von den Beinen.

Die Nachbarn empfahlen sich und statt ihrer trat der Bader ein. Er machte sich flink an ein Geschäft und Bisi half ihm anstellig und geschickt, die tiefe, schwärende Wunde verbinden. Es war ein schweres Stück Arbeit, wobei der Medikus mehr als einmal mit dem Kopf schüttelte und murmelte: „Was ist denn da dazugekommen? Das schaut schlimm aus, Herr Nachbar, verteuert sich schlimm.“

Obwohl der Bader ein paar mal nicht eben zart zugriff, erwachte der Fremde nicht aus seiner tiefen Ohnmacht.

Währenddessen war die Meisterin unten in der Küche auch nicht müßig gewesen. Erst sehten ihr wegen des Reherd freitlich noch Gewissensbisse zu und der Groll gegen die Schweden, die den Leopold umgebracht hatten, regte sich in ihr. Als sie aber alle die Ingredienzien zu dem h. illamen Kräutersüpplein, dessen Bereitung sie von ihr Mutter gelernt hatte, zusammensuchte, kam ihr der Horn immer mehr abhanden und am Ende dachte sie nur noch daran, das Trä klein recht gut und schmackhaft zu bereiten, damit es dem Manne auch munden und ihm helfen möge.

Als sie die dampfende Schüssel hinauftrug, begnnete ihr Thomas mit dem Bader auf der Stiege.

„Geht ihm das Tränklein nur zu schlucken, Frau Meerschäum,“ sagte dieser. „Wenns nicht nützt, so wirbs auch nit schaden. Doch wenn Euch der Schwed' noch einmal gesund wird, will ich an Wnnder glauben. Die Wunde selber bringt einen gewöhnlichen Christenmenschen schon um; dazu ist er auch noch halb erstoren. Aber ein schöner, wohlgewachsener Bursch. Noch keine vierundzwanzig Jahr alt. Wollen sehen, was draus werd. Ich wücht' mich um den Pfennig fürchten, den ich an diese Heilung setze.“

Bisi blieb allein bei dem Kranken, um ihm die Suppe einzuführen. Ein wenig zaghaft sekte sie sich ans Bett und führte langsam mit dem Löffel in der Suppe, um sie auszukühlen.

Dabei schaute sie dem Fremden zum ersten Mal mit Mühe ins Gesicht. Seine hohe breite Stirn war so weiß wie das Rissen unter seinem Kopse. Aber auf den Wangen glühten große rote Fieberflecken. Um seine Schläfen schmiegte sich bellblondes weiches Haar, das sah ungeordnet und zerwiltet aus. Sein Gesicht, wenn auch eingefallen und abgezehrt, war edel und wohl geformt die Nase l. d. vorspringend und leicht gebogen. Die blaffen halboffnen Lippen liehen die breiten weißen Zähne sehen. Die Hände waren langfingerig und schmal, wie die eines vornehmen Herrn.

Bisi bruzte sich zu ihm herab, um ihm einen Löffel

Suppe einzuführen. Dabei fiel eine ihrer schweren blonden Flechten auf sein Gesicht. Da schlug er die Augen auf. Die waren blau und groß. Aber ihr Blick ging verständiglos ins Leere und alsbald senkten sich die schweren Lider aufs Neue.

Vom Heil. Anlein genos er kaum ein paar Tropfen. Meister Thomas und Bisi wachten die Nacht bei ihm. Sie glaubten beide, daß er den Morgen nicht mehr erleben würde.

Nicht nur die zwei waren sehr verwundert, sondern auch der Medikus staunte, daß es anders kam.

Denn als der helle Wintertag zum Fenster herein sah, schlief der Schwede tief und fest wie ein Gesunder.

Diese eine Nacht wachte blieb nicht die einzige und war lange nicht die schwerste unter den vielen, die ihr nachfolgten. Den ganzen Winter durch bis über Weihnachten und Neujahr hinaus, lag der Schwede im schweren, hoffnungslosem Siechtum. Die Meerschäum wußte nicht, wie sie es bei dem Reher, wenn der gewaltige Tod denn wirklich eintreten sollte, mit der geweihten Sterbekerze zu halten hätte. Denn solche dem Protokstanten in die Hand zu drücken, wäre letzten Endes wohl gar eine schwere Sünde. Den Menschen aber grab wie einen Heiden ohne Gebet und Licht verschanden lassen, das konnte sich die brave Meisterin schon gar nicht vorstellen.

Dergleichen Zweifel hatte oft der biedere Thomas zu entgelten. Der aber ließ das Gewitter jedesmal unbekümmert sich austoben. Er kannte seine im Grunde so wackere und herzensgute Ehehälfte recht gut. Denn bei alledem verwandte sie auf des Fremden Pflege eine wahrhaft mütterliche Sorgfalt und war stets voll Eifer, heilsame Tränklein und nahrhafte Suppen zu bereiten. Freitlich nahm der Kranke nicht allzuviel davon zu sich, weil er die meiste Zeit teilnahmslos und mit geschlossenen Augen vor sich hindämmerte.

Kurz vor Weihnachten ging Bisi eines Morgens zur Morate, um nach guter alter Sitte vor dem Geburtsfeste des Heilands noch zu beichten und zu kommunizieren. Doch ging sie diesmal nicht wie sonst zu den Kapuzinern außerhalb der Stadt.

Damals war das zur Zeit der Gegenreformation gegründete Kapuzinerkloster noch keine dreißig Jahre alt. Doch wurde es von den Bewohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer besonders fleißig besucht und freigebig beschenkt. Jenseits der breiten Brücke, an deren hölzernen Jochen sich die silberhellen Wellen des Sannflusses mit leisem Rauschen brachen, lagen die Klostergebäude auf dem steilen grünen Vorhügel des Nikolabergs. Eine überwölbte Treppe, welche aus mehr als hundert Stufen bestand, führte zur freundlichen Kirche hinauf.

Noch lag der schwere Morgennebel auf der Stadt. Am Brückengeländer glänzte dichter Raupreif. Eilfertig und geschwätzig himmelte die Glocke in dem schlanken runden Turm der Klosterkirche, während Bisi die vielen Stufen gar bedächtigt und sätiam hinaufstie. Es galt bei vielen Luten schon als verdienstliches Werk, wenn sie die hohe Stiege unter frommen Gebeten erklimmen. Das Meerschäumdöchterlein hatte so gar viel auf dem Herzen und konnte sich doch nicht recht darüber klar werden, was es am sehnlichsten erbitten wollte.

Levert & Schudel, Haarlem (Holland) feinste Creme-Liqueure ===== (Wein-Destillate) ===== Curaçao Triple sec Orange Sherry Brandy etc. bestens empfohlen.

Weihnachtsgruss!

Vorzügliche naturbelassene steirische **Weiss- und Rotweine**, stets frisches **Märzen- und Bockbier**, erstklassige **Krainerwürste** trocken oder gekocht.

Gasthaus Postmichl.

Arisches Mädchenheim Heimgard

in St. Andrä am Ossiachersee (Post St. Ruprecht bei Villach). Ganzjähr. Aufenthalt. Anleitung junger Mädchen zum Kochen, Kleider- und Wäschenähen usw., sowie auch auf Wunsch Unterricht in Musik und Malerei. Besonders für mutterlose Mädchen geeignet. Auskunftsblatt kostenlos. — Beste Empfehlungen.

Für ein Landgut wird eine ältere vertrauenswürdige selbständige

Köchin

in Geflügelzucht, Gemüsebau und Wäsche bewandert, per 15. Jänner 1927 gesucht. Anträge mit Angebote der bisherigen Verwendung u. Lohnansprüche an Tovarna kopit, Loka pri Žusmu.

Freund B. Z. 10.000!
Beheben Sie verlangten Brief am 24./XII. 1926 von 2 bis 5 Uhr nachm. wegen Sicherheit bei mir.
D. b. K.

Weingrosshandlung

(insbesondere Dalmatinerweine) en gros und en detail mit Weinschank in grösserer Stadt Sloveniens wird sehr billig verkauft. Nur ernste Reflektanten mögen sich an Oglasni zavod Kovačič, Maribor, wenden.

Zur Bekämpfung der **Neurasthenie u. allgem. Schwäche** verwendet man erfolgreich das schwefelhaltige Heilwasser

„VENECCIN“

Erhältlich in jeder Apotheke und Drogerie. — Prospekte über ärztliche und Spitals-Erfahrungen kostenlos bei dem

Hauptdepot für SHS:

Cosmochemia k. d., Zagreb, Ulica Račkoga 7a.

Lederröcke

kauft man am billigsten
im Manufaktur- und
Konfektionsgeschäfte

J. Mastnak, Celje

Gegen Rheuma, Muskel- und gichtischen Schmerzen, Müdigkeit, allgemeine Körperschwäche, bei Magenschmerzen, tropfenweise im Wasser oder auf Zucker, zur Hals-, Zahn-, Haar- und Augenpflege als Beimischung in das Badewasser für Erwachsene und Kinder, ist das allerbeste Mittel

BRAZAY

Franzbranntwein mit Menthol

Ges. geschützt

In allen Apotheken,
Drogerien u. besseren
Geschäft. erhältlich.



Ges. geschützt

Generalvertretung
und Depot für das
Königreich S. H. S.

DESTILLAT D. D., ZEMUN.

Gärtner

mit langjähriger Praxis, besonders tüchtig für Obst- und Gemüsebau, macht auch Parkanlagen. Wünscht betreffs Anstellung mit einer Herrschaft in Korrespondenz zu treten. Unter der Adresse: Skušen sadjar, Braslovče, Savinjska dolina.

Den geehrten Damen und Herren

empfiehlt sich zur Anfertigung von sehr dauerhaften Strapaz-, als auch Sport- und Luxuschuhen aus prima Rohmaterial die bestrenommierte Schuherzeugungswerkstätte

„Special“

Celje, Za kresijo 5.

Annahme sämtlicher Schuhreparaturen.

Billige gute Nähmaschinen und Fahrräder

deutsches Fabrikat sind angekommen bei **M. Žizka**, Glavni trg 16.

Eduard Interberger bittet alle seine verehrten Gönner und Freunde auf diesem Wege seine innigsten Weihnachts- u. Neujahrsünsche entgegenzunehmen.

Zur richtigen Körperpflege



bewährt sich schon seit Grosseltern Zeiten das echte Fellers wohlriechende „Elsafluid“. Es bringt den geschwächten Körper zu neuer Kraft u. Frische, belebt Nerven, kräftigt Muskeln u. Sehnen und tut allen Körperteilen wohl. Einreibungen und Waschungen mit Elsafluid stärken die ermüdeten Augen u. verhüten Schnupfen. Mit Wasser verdünnt vorzüglich zum Gurgeln von Hals und Mund. Was Elsafluid so besonders beliebt gemacht hat, ist die Vielseitigkeit seiner Anwendung innerlich und äusserlich als zuverlässiges Hausmittel und Kosmetikum. — Stärker, daher wirksamer als Franzbranntwein.

Verlangen Sie zur Probe in Apotheken und einschlägigen Geschäften ausdrücklich „Fellers“ echtes Elsafluid in Probebüchchen zu 6 Din, in Doppelflaschen zu 9 Din oder Spezialflaschen zu 26 Din. — Per Post stellt es sich billiger, je mehr auf einmal bestellen, es kosten mit Packung und Porto

3 Probe- od.	6 Doppel- od.	2 Spezialfl.	61 D
27	18	6	133
54	36	12	260

Bestellungen adressiere man deutlich an Eugen V. Feller, Apotheker in Stubica donja, Elsaplatz 335, Hrvatska.

Ein vorzügl. Klavier

wird wegen Raummangel vermietet (eventuell auch verkauft). Anzufragen bei **A. Staudinger, Celje, Aleksandrova ul. 7.**

Einlagenstand:
Din 13.000.000.—

Gegründet
1900

Geldverkehr:
Din 90.000.000.—

Spar- und Vorschussverein in Celje

registrierte Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung

Hranilno in posojilno društvo v Celju

registrovana zadruga z neomejeno zavezo

im eigenen Hause :: Glavni trg Nr. 15

übernimmt

Spareinlagen

gegen günstigste Verzinsung

Die Renten- und Invalidensteuer von den Spareinlagezinsen trägt die Anstalt. Gewährt Bürgschafts- und Hypothekar-Darlehen sowie Kontokorrent-Kredite mit entsprechender Sicherstellung unter den günstigsten Bedingungen.

Vermietet zur Aufbewahrung von Wertgegenständen Panzerfächer „Safes“.

Schmerzgebengt geben die Unterzeichneten allen Verwandten, Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, dass ihre innigstgeliebte gute Tochter, bezw. Schwester und Tante Fräulein

Gisela Pogatschnigg

Beamtin der Firma A. Westen

am 19. Dezember um 5 Uhr nachmittags nach langem, qualvollen Leiden im 34. Lebensjahre sanft im Herrn verschieden ist.

Die irdische Hülle der teuren Verbliebenen wird am Dienstag den 22. Dezember um 4 Uhr nachmittags im Trauerhause, Gaberje Nr. 148 feierlich eingesegnet und hierauf auf dem Umgebungsfriedhofe zur ewigen Ruhe bestattet.

Die heilige Seelenmesse wird am 22. Dezember um 8 Uhr früh in der Marienkirche in Celje gelesen werden.

Celje — Gaberje, den 19. Dezember 1926.

Familie Pogatschnigg.

Weihnachtsbeilage der „Sillier Zeitung“

Und in Herz und Haus hinein glänzt der helle Weihnachtschein.

Ein Kindelein so löblich,
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindelein nicht gebor'n,
So wär'n wir allzumal verlor'n,
Das Heil ist unser aller.

Die Weisen fielen vor ihm nieder
Und gaben ihre Schätze gern,
Und gaben Weihrauch, Gold und Myrrhen.
Sie sahen seinen Stern,
Und kannten ihren Heiland, ihren Herrn,
Und ließen sich das Heu und Stroh nicht irren.

Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm,
Uns in dem Himmel mache reich,
Und seinen lieben Engeln gleich. Kyriele! s!

Aus der Geschichte des Weihnachtsbaumes.

Der Christbaum, wie ist er doch nach unserer Anschauung so unzertrennlich vom lieben Christfeste. Er erinnert uns an den Baum des Lebens im Paradiese und es ist wohl hierfür kein anderer Baum besser geeignet als unsere immergrüne Tanne, das Sinnbild unvergänglicher Kraftfülle. Und doch ist diese Sitte noch gar nicht alt und hat, obgleich bekannt, dennoch lange Jahre gebraucht, ehe sie bei uns heimisch wurde. Luther hat bei seiner tiefempfundenen Weihnachtsfeier noch keinen lichtergeschmückten Tannenbaum gekannt. Wenn auch der bekannte Maler Schwertgeburth auf seinem vor einigen Jahrzehnten viel gekauften Bilde Dr. Martin Luther im Kreise seiner Familie unter einem lichterstrahlenden Christbaum abbildete, so ist das ein Irrtum des Malers. Einem gleichen Irrtum unterlag Scheffel in seinem „Ettehard“, dessen Handlung ins 10. Jahrhundert fällt und wo er eine Weihnachtsfeier auf dem Hohentwiel wie folgt beschreibt: „... Dann gingen sie paarweise in den großen Saal hinüber, da flammte heller Lichterschein auf und festlich leuchtete der dunkle Tannenbaum.“ Unrichtig ist auch diese Weihnachtsbescherung, da die Katholiken eine solche gar nicht kannten, vielmehr der Brauch bestand, sich am 6. Dezember, dem St. Nikolaustage, zu beschenken!

Im Jahre 1507 wettete der berühmte Kanzleirechner Gaisler von Kaisersberg gegen den angeblich heidnischen Brauch des Baumschmückens und des Schenkens. Hier mögen wir also den Anfang der Sitte erkennen und gleichzeitig gewinnt die Vermutung viel an Wahrscheinlichkeit, diese Sitte könne ihren Ursprung in dem alten, aus heidnischen Gebräuchen entstandenen, oft mit Lichtern geschmückten Maibaum, Johannisbaum oder Paradiesbaum entwickelt haben. Sie mag aber auch in dem alten israelitischen Brauch wurzeln, bei dem in den Dezember fallenden Fest der Tempelweihe auf dem Tempelleuchter an ersten Tagen ein Licht und an jedem der noch folgenden sieben Tage ein weiteres Licht anzuzünden.

Hundert Jahre vergehen seit Gaislers Tagen. An der Nacht der diesem „heidnischen Brauch“ abholden katholischen Priester mag es gelesen haben, daß dieser Brauch sich nicht verbreitete. Aber vergessen war er nicht. Es wird berichtet, daß schon im Jahre 1600 in Schlettstadt im Elsaß auf der „Herrenstube“ eine Christbaumfeier stattgefunden habe. Vom Jahre 1605 haben wir sichere Kenntnis: ein Straßburger Bürger berichtete in diesem Jahre: „Am Weihnachten richtet man Donnenbaum zu Straßburg in den Stuben auf, daran hängen man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Bischofsgold...“ Eines aber vermiffen wir dabei: Es werden keine Lichter genannt!

Im Jahre 1642 eifert der Straßburger Theologe Johann Conrad Dannbauer in einer Schrift gegen diese

Sitte: „Unter anderen Nachthallen damit man die liebe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehret, ist auch der Weihnachten- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, mit Puppen oder Zucker behängt und ihn nachher schütteln und abblämen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; es ist ein Kinderspiel...“ Die schöne Sitte will sich noch immer nicht recht verbreiten. Langsam nur geht sie ihren Weg vorwärts durchs deutsches Land. 1737 erhalten wir die erste Nachricht von einem mit Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum in Wittenberg. Aber das war ein Einzelfall. Ein zur gleichen Zeit erscheinendes Lexikon, das über den Tannenbaum und seine Verwendung sich sehr langatmig ausläßt, schweigt völlig über seine Verwendung zum Christfeste.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der Brauch allgemeiner. 1765 ist er in Leipzig heimisch. Hier sah Goethe im Hause des Großvaters von Theodor Körner den ersten Christbaum. Wir finden die Sitte dann 1780 in Berlin, 1796 in Hamburg, 1807 in Dresden. Ein Jahr später schreibt der aus Deutschland nach Wien gereiste Musiker J. F. Reichardt schmerzlich seinen Freunden: „Nicht in einer einzigen der mir bekannten Familien habe ich hier das lustige Aufputzen (des Tannenbaumes!) und Kinderleben gesehen, das bei uns am Christabend in jeder Familie zu finden ist...“ Die von Berlin nach Wien ziehende Familie Arnstein bleibt dort dem guten Brauch treu; die Folge ist, daß 1814 der Wiener Polizeibericht meldet, daß im Hause einer Familie A. ein „zahlreiches Weihbaum- und Christbaumfest“ stattgefunden habe. Aber schon 1815 führte Erzherzog Karl den Christbaum als erster am Wiener Hofe ein, doch waren die Wiener von diesem Brauch nicht sehr erfreut.

1815 wird die Sitte in Danzig heimisch, 1819 in Osnabrück. Die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, die die Frau des Herzogs von Orleans wurde, ließ im Jahre 1837 für sich in Paris einen Christbaum schmücken, und in England finden wir die Sitte 1828. So trat der deutsche Christbaum seinen Siegeszug auch ins Ausland an.

In Hamburg finden wir den Christbaum, wie schon gesagt, erstmalig erwähnt 1796. Clemens Theodor Perthes schildert in der Lebensbeschreibung seines Vaters Friedrich Perthes, Band 1, Seite 94, eine Weihnachtsfeier, an der sein Vater teilnahm und die im Jahre 1796 auf dem Wandsbeker Schlosse bei Friedrich Heinrich Jacobi stattfand: „— Die Weihnachtsfreude begann, aber Perthes sah nur den Ausdruck stiller Freude, die in Carolinens (gleich Caroline Claudius, des „Wandsbeker Voten“ Tochter und Perthes' spätere Frau) Zügen sich ausprägte. Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das Beste zu gehören was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken, daß das Geschenk der jüngeren Schwester schöner sei als das ihrige; aber hoch oben an dem Weihnachtsbaume hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergolbet wie kein anderer. Den holte er plötzlich mit halbsprechender Kunst herab und dunkel erdend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen...“ Diese Szene ist in Albert Petersens Roman „Der junge Perthes“ im Bild gezeichnet. Man sieht einen Weihnachtsbaum mit Lichtern, Äpfeln, Kringeln, wie er heute üblich ist. Und der Umstand, daß über den Christbaum als solchen nicht mehr geschrieben ist, läßt die Vermutung zu, er sei schon vor 1796 in Hamburg bekannt gewesen.

Der einfache Hamburger Bürger aber hatte noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein zum Fest anstatt des Baumes sogenannte Pyramiden. Dieselben bestanden aus vier in ein Brett gesteckten, sich oben zu einer Spitze vereinigenden Stöcken, die man mit Buxbaum oder Tannenreisern umwickelte. Die Spitze schmückte eine mit Schaumgold überogene Lehmkugel, über der eine Fahne aus Blittergold prangte, die in der Wärme der brennenden Nadellichter wehte und knisterte, während die Pyramide selbst mit bunten Papierschnitzeln verziert war. Unten auf dem mit Moos bedeckten Fußbrett aber lag eine roh aus Ton geschnittene Figur, meist Genovesa mit der Hirschkuh. Die Eltern, die solche Pyramiden erstanden, hängten zum Jubel der Kinder einige mit Schaumgold überzogene sogenannte „Sünderdaler“ sowie ein paar „Venuskringel“, auch goldene Äpfel und Nüsse hinein und befestigten an der Pyramide kleine blecherne Leuchter, die von den zur Weihnachtszeit in den Ecken hockenden armen Kindern erstanden

waren, die dieselben mit dem Ruf: „Zwölf blecherne Weihnachtslichter söhn Schilling“ ausboten, steckten dünne Wachskerzen darauf und zündeten diese an. Oft hing auch noch zum Ueberfluß im Innern von der Spitze ein schwebender Wachsengel herab.

Wie alles, so wurde auch der Weihnachtsbaum „modernisiert“. Blitzernde Glaschmuck wurde an Stelle der vergoldeten Nüsse an die Zweige gehängt, und die Jetztzeit kennt sogar statt der Talglöcher elektrische Kerzen. Auch die in den letzten Jahren in den Blumenläden erhältlichen Weihnachtskranze, mit farbigen Bändern umwickelt und gehalten, können nie einen rechten, gemüthvollen deutschen Ersatz bieten für den Tannenbaum. (F. D. Hinge.)

Fröhliche Weihnachtstage im alten Moskau.

Von D. Stribanowitsch.

Wenn ich mich noch eines schönen und besonders harmonisch verlaufenen Weihnachtsfestes, das wir in Nowo-Girojewo, einem Villenort, zwanzig Minuten von Moskau entfernt, verlebten. Hier hatte sich ein naheher ein niedliches Häuschen erbaut und lud uns drei meine Mutter, Schwester und mich, zum Weihnachtsfeste ein. Man ließ durchblicken, daß es eine ganz besondere Weihnachtsüberraschung gebe, und frohen Herzens nahmen wir die Einladung an. Mit Dunkelwerden langten wir in Nowo-Girojewo an und wurden von den uns am Bahnhof erwartenden Bettern im Triumph nach Hause geleitet. Entsetzt war schon der Gang durch den wie verzaubert und im Märchenschlaf daliegenden Ort, echt weihnachtlich der Anblick der tief verschneiten Landschaft. Nach dem Großstadtrubel empfand man die Stille dieses, wie in zartem flimmernde Silberschleier verhüllten Erdenstüdes ganz besonders. In der richtigen feierlichen Stimmung erreichten wir das gastfreundliche Haus. In den Salon geleitet, schauten wir uns vergebens nach einem schön geschmückten Weihnachtsbaum um, fürs deutsche Herz mit die Hauptsache. Bei Kaffee und Weihnachtsstollen plauderte man gemütlich, und so bemerkten wir gar nicht, wie die Jüngsten allmählich verschwanden. Plötzlich horchten alle erschrocken auf, als von draußen „Stille Nacht, heilige Nacht“, mehrstimmig gesungen, an unser Ohr schlug. Alles sprang auf, nahm Pelze und Hüte und eilte auf die Veranda. Es bot sich uns ein feenhafter Anblick: Im Scheine von hunderten kleiner, brennender Weihnachtskerzen stand eine von den herrlichen, weißglühenden Tannen des Parks, nicht abgehauen, sondern festwurzelnd im tiefverschneiten Erdbreich, da; die sie umgebende Lichtflut warf zaubervolle Lichtreflexe in den Silberglanz der flimmernden Weihnachtslandschaft. Um den Baum gruppiert, sangen unsere Jüngsten, in weißen Gewändern und Engelsflügeln, das einzig schöne deutsche Weihnachtslied. Der Eindruck war so wundervoll, daß auch jetzt noch, nach so vielen Jahren, dieses Bild lebhaft vor meinen Augen steht.

Was nachher kam, war fröhlich und gemütlich, aber der feierliche Grundton blieb in der Seele zurück und schwang nach, wie der ferne Ton einer schönen Glocke.

Wie durch Zauberhand erschien späterhin im Salon ein zweiter schön geschmückter Weihnachtsbaum. Es zeigte sich, daß der Weihnachtsmann es glücklich getroffen hatte, so gab es lauter fröhliche Gesichter und bei dampfendem Punch ließ man den heiligen St. Nikolaus hochleben. Spät erst trennte man sich. Frühmorgens weckte ein lustiger Marsch. Schnell wurde Toilette gemacht und hinaus ging es mit den Rodelschlitzen zu den Eisbergen, im laufenden Fahrt, mit lautem Hallo, im eleganten Schwung flöt unten zu landen. Dann sah man, vereint mit noch einigen guten Freunden, um einen reich mit Tannengrün und Blumen dekorierten Tisch und ließ sich das schöne Festessen schmecken. Aber wir Jungen drängten in unseren Sportkostümen, die Schneeschuhe schon an den Füßen, bald zum Ausbruch. Die älteren Damen und Herren setzten sich in die draußen wartenden Schlitzen, während wir, uns an den Schlitzen befestigten Seilen haltend, auf Schneeschuhen stehend, von den dahinsausenden Pferden ziehen ließen. Mit Eifer allmählich ging es hinaus ins weiße Land.

Das gab einen rechten Spaß, wenn mancher ungeschickte Schneeschuhläufer dabei in den weichen Schnee fiel und, bis die Pferde zum Stehen gebracht wurden, ein Weilchen noch liegend die Fahrt mitmachen mußte. Aber das tat der guten Laune keinen Abbruch, und als man abends wieder am brennenden Baume beisammensaß, erblickte man ringsum nur gerötete Wangen und blinkende Augen. Aus hellen Kehlen ertönten noch einmal die lieben Weihnachtslieder. Dann nahmen wir Abschied, um mit dem lezten Zuge Moskau noch zu erreichen. Jeder von uns überdachte das so schönverlebte Fest; niemand ahnt daß es für lange Zeit die lezten frohen Weihnachten sein sollten und daß die Zukunft, vor unseren irdischen Augen noch verborgen, langsam und in Nacht und Trauer heraufgezogen kam. (Auslandswarte).



„Die Stelz'n“.

Heitere Wiener Skizze.

In einer geschützten Nische eines alten, gemüthlichen Wiener Wirthshauses findet sich allabendlich mit peinlichster Genauigkeit die Stammtischrunde zusammen. Nur der Tod eines Mitgliedes oder eine schon ganz besonders schwere Krankheit eines Teilnehmers können als eine Entschuldigung gelten und gewürdigt werden. An einem großen die eckigen Tische sitzen sie beisammen, „Die Unverdaulichen“. Ältere, empfindliche Junggesellen mit den verschiedensten Eigenheiten und Schrullen, weiters aus ihrer lezten Ehe verwöhnte oder nicht verwöhnte Wittwer mit und ohne Rückfallsabsichten und selbst auch verheiratete Männer bilden die Korona. Meist Geschäftsleute, Bürger vom Grund, Beamte, Lehrer, Privatiers und Pensionisten sind es, welche sich täglich Punkt sieben Uhr in der traulichen Ecke an dem, wehe wenn einmal nicht reservierten Tische, auf ihrem ganz bestimmten Stuhle niederlassen. Karl Ramsauer ist zwar kein „Unverdaulicher“, erscheint aber häufig als gern gesehener Gast in dem feuchten Winterl.

Jgnaz der Zahlkellner und seine beiden Gehilfen Ftz und Schan haben mit diesen täglichen Besuchern wahrlich ihr Kreuz und genug anzuhören und auszustehen. Mancher unschuldige Vorwurf trifft sie, vieles müssen sie ruhig einstecken und zahlreich scharfe Worte widerspruchslos entgegennehmen. Doch werden sie dann stets durch eine freiwillige Erhöhung der „Maut“ immer wieder gutgemacht, denn keiner von den Unverdaulichen wäre selbst bei Gefahr des Hungertodes in ein anderes Wirthshaus zu bringen.

„Schan, dös is do heut' ka Göffel net? — Und wackerwarm is 's a!“ findet ein Teilnehmer der Runde. „Mir scheint, dös habi's dös Eis nur, daß der Wirt drauf lieg'n kann?“

„Na, na Fritz, lass'n S' mein Winterrock nur da häng'n! — Glaub'n S' i renn' nacha, wann i hamgeh', um wia a Polizeihund und suach mein S'wand? — Aber geb'n S' obacht und reiß'n S' mir net wieder 's Schling'l a, wia neulich!“ kritisiert Felbinger.

„Schan, an Bierwärmer! — Dös Bier hat hout' wieder a Käl't'n, net zum trinken!“ findet Kleedorfer. „Glaubt 's i will weg'n euch krank wer'n?“

„Der Herr Schieferl hat g'rad g'sagt, daß's so warm is“, wendet der Bierträger ein.

„Du halt's Mühl und bring' an Bierwärmer. — Verstand'n!“

„Herr Schieferl, was ess'n?“ fragt jetzt der Speisenträger.

„Natürlich oder glaub'n S' i bin zum Haarschneid'n herkumma?“

„Schan, möcht mit net frag'n, ob i no was trin'n will?“ ruft jetzt Gubinger. „Ra Mensch schaut si um in dem Saubeis'l!“

„Recht hast, so a miserable Bedienung gib't's auf der ganz'n Welt net wia da“, stimmt der Tischnachbar zu.

„Fiz, no amal eini, is dös heut' a hantige Klaubern!“ ruft jetzt Ramsauer aus. „Dös schmeckt ja wia Kramperltee. — Schani, mir bringst statt dem Lack a Vie'l'l Alt'n.“

„Speisen angenehm?“ fragt der Ober den eben erschienenen Pensionisten Sausele.

„Z'erstcht schau'n S', daß a wengl warm wird. — Da herinn hat's ja a Saukäl't'n. I geh' ja ins Wirthshaus, weil i mi auswarma will, net zum Erfrier'n!“

„Es ist ohnehin geheizt, Herr von Sausele.“

„So? — Dann stell'n S' den Ventilator ab. Da jagt's ja wia auf der Latern von der Rotunde!“

„Herr von Sausele, was werden Sie nehmen?“

„Am liebst'n Jhna beim Kopf. — Alsdann was habi's denn? — Wahrscheinlich 'e wieder nig.“

„Oho! — Bitte hier die Karte.“

„Fahr'n S' ab mit dem Wag'nfahrplan. I möcht ess'n und net les'n. Wann i les'n will, laß i mi in a Leihbibliothek einschreib'n.“

„Gebäuste Rostbrat'n sind sehr schön! A Portion heutig's Gansl vielleicht? Was Frischg'machts?“ empfiehlt der Ober.

„Sö, i bin ja ka Zahlkellner, daß ih's so nob'l geb'n kann. I muach ja von meiner Pension 's ganze Monat leb'n und kann's net heut' auf amal bei Jhna verress'n! — Mir bringen S' was Klan's!“

„Sausele, da kannst ess'n was d' willst, Klan is allas“, erklärt Ramsauer.

„Ra wickli, Ober, i möcht' was Klan's, Leicht's und Bildl's.“

„Vielleicht a Schinl'nomlett', Herr von Sausele?“

„Ra, wissen S' was. Bringan S' ma a Klan's Gollasch, es kann a größer sein. A paar schöne Stück'ln, liaba mehr!“

„Was, jeh fangen Sö schon zum Ausstreich'n an! — fragt der Mechaniker Strobl. „Jetzt um siebene. — Ja hat dös leicht schon allas die Raß g'fress'n, was nimmer da is. Oder war dös nur a Restausverkauf?“

„Iz no a Ganslsupp'n da?“

„Bitte sehr, aber ohne Junges.“

„Macht nig, schmeiz'n S' halt a Stückl Brust eini oder a Bürgerl schenirt mi a net.“

„Bia' schön, nur eine lautere könnte ich bringen.“

„In dera können S' Jhna dös Filasch bad'n, wann S' woll'n!“

„No, und was is's denn mit dir, Ramsauer, du is't heut' nig?“ fragt verwundert einer der „Unverdaulichen“.

„I kriag schon was“, antwortet Ramsauer mit vielzögendem Blick nach der Küchentür. „Wie ham's heut' was reserviert. — Da werdt's spiz'n. A Quatta sag' i euch, dös der Hund seiner Quatta net vergunnt.“

„Geh, was kriagst denn, Karl?“

„Mach' uns kane langen Zähnd!“

Bevor Ramsauer noch Zeit fand zu erwidern, erscheint der Ober mit der Antwort in Form einer prachtwoll gebatenen Schweinstelze und einem „Tagerl“ gemischten Salat. Am Stammtisch tritt einige Minuten eisernes Schweigen ein. Verlangend sind alle Augen auf das Schaustück einer Schweinswade gerichtet. Einem Märchen gleich, im zartesten Braun, voll Glanz liegt die „Schweinswade“ vor Vater Ramsauer, der wohlgefällig mit ihr liebäutelt, sie nach allen Seiten betrachtet und dabei Laute des Wohlgefollens grunzend von sich gibt. Nun beginnt die Prüfung auf Weichheit und Geschmack, sodann wird zur sachmännischen Sezierung geschritten. Der Ober, welcher nur den ersten Bissen abgewartet hatte, fragt nun gespannt: „No wia is's, Herr von Ramsauer. I man, sie is sehr weich?“

„Hmhm, wia a Butta.“

„Also zufrieden, Herr von Ramsauer?“

„Hmhm, sehr.“

„Aber mir net!“ schreit unwillig der Cafetier.

„Dös is a Gemeinheit, a Protektionswirtschaft! — San denn mic gar niemand?“

„Recht hat er!“ brüllt jetzt auch der Mechaniker.

„Wia kummt denn der Ramsauer dazu, daß g'rad der a Stelz'n kriagt. — Er ist ja gar ka ständiger Gast!“

„Ober, mir a a Stelz'n statt dem Gollasch!“ befehlt Sausele.

„Leider, keine mehr da.“

„Wos hast dös, a Sau hat do vier Hog'n!“

„Sö Ober, wer is denn der ältere Stammgast, i oder der?“ regt sich der Mechaniker weiter auf.

„Sie!“

„No also, wia kummt's dann, daß i zuaschau'n muach?“

„Aber meine Herr'n, es war ja nur einmal da und dös hat sich der Herr von Ramsauer reserviert“, entschuldigt sich der Ober.

„An Schmar'n hat er sie zu reservier'n. — Sö ham z'erstcht uns z'frag'n! — Bastengan S'.“

„Den Wirt her!“

„Die Wirtin a!“

„I hab' guate Lust und bleib' aus!“ ruft Sausele.

„Aber Herr von Sausele, für Jhna is do so a Kost z'schwer“, tröstet der Ober.

„Wer sagt denn dös? — Gibt's denn was Leichters wia a Stelz'n?“

„Hmhm, Rinder i sag' euch, dös Hog'n is a Gebicht!“ ruft Ramsauer vergnügt aus, ohne sich um den Prioritätsstreit weiter zu kümmern.

Der ärgste Tumult geht aber beim Erscheinen des Wirtsehepaares vor dem Anklagetisch los. Die heftigsten Vorwürfe und die gefährlichsten Drohungen bekommen sie zu hören. Erst nach dem von der Wirtin mühsam zu Gehör gebrachten Vorschlage, eine turnusmäßige Vormerkung auf Stelzen entgegenzunehmen, und erst nach genauer Feststellung der Reihenfolge der Schweinswadenliebhaber legt sich die Erregung. Doch die Stimmung blieb weiter gedrückt. Die Stelze scheint allen Teilnehmern der Runde im Magen zu liegen. Ramsauer war der erste, der, nachdem das Präparat rein ausgearbeitet vor ihm lag, „Zahlen“ rief. „Alsdann dös vielbegehrte Stelz'n und den Salat“, sagt er ahnungslos dem Ober an.

„Acht und eins macht neun Schilling!“

„Mach'n S' kane blödd'n Wiß wit mir und rechnan S' anständig wia ja si 'gört.“

„Na, na, Herr von Ramsauer, dös stimmt schon, dös is bitterer Ernst“, widerspricht der Kellner lächelnd.

„Ja, sag'n S' mir nur, was glaub'n denn Sö? — Aber dös gib't's ja net. — Gengan S' außi in d' Kuchl und frag'n S' no amal.“

„Herr von Ramsauer, neun Schilling is richtig. Ich weiß doch, was die Frau g'schrieb'n hat.“

„No, daß ihr net vielleicht i was schreib'! — Da hört si ja allas auf. Des seids ja direkte Nachfolger vom Rosa Sandor!“

Wieder herrschte siges Schweigen am Stammtisch.

„Dös is wirklich stark, neun Schilling!“ beginnt nun Sausele mit der Kritik.

„Da kann ma nimmer hergeh'n. Dös nehman am ja dös Weiße aus den Aug'n“, erklärt der Mechaniker.

„Den Wirt her, mir bleib'n aus! — Unfern besten Freund lass' ma net wurz'n!“ schreit der Cafetier.

„Eina mit dem Rinaldini!“ ruft Ramsauer.

Wirt und Wirtin erscheinen zum zweitenmal vor dem Anklagetisch.

„Sö, Jhna Stelz'n können S' Jhna 's nächstemal am Quat steck'n!“ empfängt sie Ramsauer.

„Dabei war' i kaum zum beiß'n.“

„Um dös Geld kriag i schon a ganz' Zabl!“

„Unverschämt so was!“ findet der Cafetier.

„Mir brauch'n S' kane auß'geh'n, daß S' dös nur wiss'n!“

„Mir a net!“

„Mir schon gar net!“

„I pfeif' Jhna d'raus!“ ruft Sausele. „Mir wär' i e viel z'schwer g'wes'n!“

„I geh' mit kan Schritt mehr in dös Lokal“, brüllt Ramsauer. „Des seids ja Saupreistreiber! — Aber schuld san Sö, Ober. — Wer hat Jhna denn g'schafft, daß Sö mir a Stelz'n um neun Schilling aufheb'n soll'n. Ueberhaupt wo i gar ka Stammgast net bin. Dös Stelz'n hätt' mir gar net gebührt!“

Nachdem nach langem Hin und Her Wirt und Wirtin ihren Stammgästen an der Hand des Marktpreislaufes beigebracht haben, daß mit Rücksicht auf die Höhe des Einkaufes eine so herrliche ausgiebige Stelze „für das Geld rein g'schenkt sei“, tritt wieder Ruhe ein. Beim Abschied wartet der Wirt jedem seiner Gäste noch mit einer Prise aus seiner Tobakdose auf.

„I dank' recht schön“, lehnt Ramsauer ab. „Wann schon a Schweinshog'n bei Jhna a Bermög'n kost', wer wäß, was Sö nacha für a so a „Kalbspris“ begeh'r.“



Reise in Südtirol.

Von Maria Nabl, Leipzig.

Sulden. O du herrliches Tal von Sulden, tief ernst in düstern und wonnig schön an hellen Tagen, majestätischer Ortler, silberne Königsrippe, wie macht eure erhabene Größe das Herz froh und des Sinn weit. Unter wolkenlosem, fast schwarzblauem Himmel erglänzt der Schnee auf den Gipfeln bei Tag in leuchtendem Sonnenschein, bei Nacht unter Sternenhimmel im blinkenden Mondlicht. Unablässig rauschen die silberglänzenden Wasser von den Bergen. Es ist still, so still, kein Menschenlärm und Menschenlaut. Wie klein, wie gleichgültig scheint der Menschengestalt vor dieser überwältigenden Höhe der Natur. Können wir uns nicht an dieser ewigen Schönheit freuen, wer auch immer seinen Farbstift auf diese Landkarte gesetzt, seine Fahne hier gehißt hat?

Aber wir wandern. Wir sehen die großen plattartigen Holztafeln des Club Alpino mit den so weit als möglich verwelkten Bezeichnungen der Wege, Hütten, Berge. Wer war es doch, der vor 40—50 Jahren die Fahrstraße von Somagoi her ein erbaute, wer ermöglichte den Bau durch reiche Mittel, wer erschloß dadurch das vorher schwer zugängliche Tal dem größeren Fremdenverkehr? Wer schuf damit der damals so armen Bevölkerung Verdienstmöglichkeit? Wer errichtete Wege und Schutzhütten? Noch steht der Gedenkstein für B. von Hofmann an der Straße, die er baute. Noch stehen überall im Tal die gußeisernen Wegtafeln mit dem Zeichen des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereines und sprechen von jahrzehntelanger Arbeit in diesen deutschen Bergen. Aber ohne jede Entschädigung wurde auch hier dieses deutsche Besitztum enteignet und fiel als Geschenk in die Hand des „Club Alpino Italiano“, der in der Mainnummer seiner Zeitschrift schreiben läßt: „Man muß die Alpen kennen, um sie zu verteidigen“. Früher friedliche deutsche Arbeit, jetzt Kampf. Und so sind wir wieder bei Menschen zwist und Menschennot angelangt und können nicht vergeffen.

Wir ist, als ob eine riesige Hand auf dem „Oberetschland“ läge. Das Schwergewicht des flachen Handtellers drückt mit voller Kraft auf das Tal, aber nach allen Seiten dehnen sich die Finger und erdrücken mehr und mehr das eigenständige Leben. Dieser Vorgang ist daher in den entlegenen Ortlichkeiten erst bevorstehend. Die deutsche Predigt scheint in vielen Bergdörfern noch gestattet zu sein, die Schulen sind fast nirgends mehr deutsch. Ich fand sogar einen Ort — ich möchte ihn nicht nennen — wo ein deutscher Lehrer denn Unterricht mit Ausnahme einer italienischen Stunde am Tag deutsch geben darf. Erschütternd war dagegen an anderer Stelle die Erzählung einer intelligenten jungen Mutter von drei Kindern. Sie sagte, daß die Kleinen vorläufig überhaupt nichts lernen und nur Zeichnungen oder dergl. machen, weil gegenseitige Verständigung unmöglich ist. Sollte dies aber später besser werden, dann reden sie „walsch“ und ich verstehe sie nicht. Wohl ein Beispiel von vielen.

Zu der großen Gefahr der Verwelschung durch Kirche und Schule kommt die planvolle Uberschwemmung des Landes mit Italienern aller Art. Gewiß werden diese, die aus einem milderen Klima und von einem günstigen Boden kommen, sich nicht leicht in den hochgelegenen Ortlichkeiten und ihren schwierigen Lebensverhältnissen ansiedeln. Um so mehr sind die Städte voll von italienischen Beamten, von Leuten aus Bankwelt und Industrie, von Militär und Carabinieri, endlich von Proletariat. Ich habe nun erst verstanden, was mir eine junge Bekannte im vorigen Jahre sagte: „Ja, aber Bozen ist doch überwiegend italienisch und die Sprachgrenze liegt doch wohl nördlich von Bozen?“ Wer zum ersten mal ohne Kenntnis der Verhältnisse hinunterschaut, wird leicht in diesen Irrtum verfallen. Unermüdlige Aufklärung über Südtirol in allen Belangen scheint daher um so mehr eine der wichtigsten Aufgaben zu sein, als andere Hilfe so sehr erschwert ist. Der Keil von außen wirkt doch und der Boykott war nicht umsonst. Aufklärung muß auch darüber geschaffen werden, daß es würdelos für uns, grausam gegen die Troler ist, nach Ueberschreiten des Brenners sofort italienisch zu sprechen (siehe einige Berliner Damen, die in Waldbuch mit ungeheurer Energie „jachino“ riefen).

Zu der Frage „Sollen wir nach Südtirol reisen“ gestatte ich mir endlich bescheidenlich zu bemerken, daß mir die Antwort bei dem Massenbesuch von italienischem Reisepublikum nicht zweifelhaft scheint, aber allerdings, wenn wir nicht — jachino rufen!

Heut sind im Oberetschland noch fast durchgehend Aufschriften an Straßen und auf Häusern doppelsprachig. Damit soll es in zwei Jahren auch ein Ende haben, bis dahin wollen wir unsere Landsleute lehren, daß das Land trotz italienischer Aufschriften deutsch ist.



Verunkenes und versinkendes Deutschum.

Von Dr. A. Schmidtmayer.

Die Erinnerungen meiner Kindheit führen mich an eine Stelle deutschen Versinkens, in die gute alte Stadt Budweis im südlichen Böhmen. Sie lagert behäbig um einen großen, überraschend großen Marktplatz, dessen Häuser noch alle mit jenen trau-

lichen „Lauben“ unterwölbt sind, die das Städtebild des deutschen Ostens einst anheimelnd schmückten. Von deutschen Bürgern erbaut, waren diese Häuser vor 40 Jahren ausnahmslos auch noch in deutschem Besitz, erst 1897 kam das erste von ihnen durch Verkauf in tschechische Hände. Das Siegesfest, daß die Tschechen aus diesem Anlaß feierten, erschien uns damals unberechtigt laut, heute verstehen wir, daß es wirklich der Anfang unserer Niederlage war. In der Ratsstube wurde noch lange nachher deutsch verhandelt, deutsch war daher die Sprache des gesellschaftlichen Lebens, deutsch das städtische Theater, deutsch die Mehrzahl der Schulen. Von einem Kranze deutscher Dörfer umgeben, bildete Budweis eine ansehnliche Insel inmitten der slawischen Flut, aber eine Insel, die uns aus unzerstörbarem Gestein zu bestehen schien.

Während eines halben Menschenalters hat sich nun alles ins gerade Gegenteil gewandelt. Aus dem öffentlichen Leben ist die deutsche Sprache fast verschwunden, auf eine deutsche Frage bekommt der Fremde meist nur unwillige Antworten, die alten deutschen Bürgerhäuser tragen tschechische Aufschriften, die „alten Budweiser“, die noch zu Hause deutsch sprechen, bilden eine eingeschüchterte Minderheit von etwa 20 Prozent, die zusehen darf, wie sich alle Dinge im tschechischen Sinne entwickeln. Vom deutschen Schulwesen sind nur noch kleine Reste vorhanden. Wie konnte dies geschehen? Wie sind überhaupt solche Veränderungen möglich?

Die Deutschen der Budweiser Sprachinsel sind nicht ausgestorben oder ausgewandert, sondern sind zum großen Teile aus Deutschen zu Tschechen geworden. Sie haben ihr deutsches Volkstum mit einem anderen vertauscht. Daher der Unterschied von einst und jetzt. Es mag manchem seltsam klingen, daß jemand sich so ändern kann, die Muttersprache ist aber kein unverlierbarer Besitz des Menschen, den er bei seiner Geburt empfängt und bis zum Tode behält. Wie das Kind sie erst erlernen muß, so kann der Erwachsene sie auch wieder vergeffen und dies geschieht weit öfter, als man meist denkt. Millionen deutscher Menschen sind allmählich verengländert, verwältscht usw., sind aus dem eigenen Volkstum hinübergewechselt in ein fremdes.

Wie das Kind sprechen lernt, wurde von vielen beobachtet und beschrieben. Die Art und Weise, wie man seine Muttersprache vergeffen und vertauschen kann, wäre erst recht einer Untersuchung würdig, denn sie greift tief in das Schicksal der Völker. Auch dieser Vorgang folgt wahrscheinlich bestimmten Gesetzen. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient der Bericht eines Inseldeutschen besondere Aufmerksamkeit, den man unter der Ueberschrift „Schwindendes Deutschum“ in dem versinkendem Deutschum gewidmeten Hefte der „Deutschen Welt“ findet.

Wer die Gegenwart in ihrer unerblicklichen Verknüpfung mit der Vergangenheit zu betrachten gewohnt ist, wird seinen Blick von den versinkenden Sprachinseln hinüberlenken auf längst versunkene größere Gebiete, die von der fremden Flut völlig verdeckt sind, aber immer noch, gleich den untergegangenen Städten der Sage mit ihren Kirchen und Türmen aus der Tiefe winken. Zwei Namen drängen sich hier auf: Krakau und Prag. Beide einst stolze deutsche Gemeinwesen, das erste schon im 16. Jahrhundert, das zweite kurz vor unsere eigenen Zeit aus dem Zusammenhange des deutschen Volkes gefallen, beide reiche Schatzkammern deutscher Kunst, die jetzt fremdem Nationalstolz als Prunkstücke dienen müssen. Die Ursachen des Versinkens waren hier wie dort die gleichen. Sie wirken auch heute noch an anderen Stellen fort. Krakaus deutsche Geschichte hat Prof. R. Raiml aus den Archivoschränken ans Licht gezogen, als dem Verufensten dankt ihm das genannte Heft einen neuen Beitrag zur deutschen Vergangenheit der schönsten polnischen Stadt.

Nicht nur machtvolle deutsche Städte sind versunken, auch die kleinen Bauerndörfer sind vor dem Verlust ihres deutschen Wesens nicht immer geseit, obwohl sie sich meist widerstandsfähiger zeigen als die vielgegliederte und daher nicht so festgefügte städtische Welt. Die Bider aus den „Sieben Gemeinden“ und Obertraun sind ein Schulbeispiel für das allmähliche Abbröckeln vereinsamer deutscher Bauernschaften, leider nicht das einzige Beispiel.

Aber falsch wäre es, in allen diesen Beispielen nur Bemeise sehen zu wollen, daß wir eben versinken. Die Wehmut hat hier ihre Berechtigung, die

* „Deutsche Welt“, Zeitschrift des Vereins für das Deutschum im Ausland, Verlag Dresden A. Wilsdorffstraße 16 (Novemberheft: Versunkenes Deutschum) Jahresbezug 12 Hefte (mit Bildern und Kunstbeilagen) 7:50 für Mitglieder, 12 Mark für Nichtmitglieder.

müde Entfagung nicht. Das Entscheidende sind immer die festen Willenskräfte, die in den Völkern wohnen, die lässigen Nationen werden weggeräumt von den regamen — das ist das ganze Geheimnis der Geschichte.



Norwegen, das Land des Skilaufens.

Von Norwegen, dem Heimatlande des Skilaufens, haben die Ski im Laufe der letzten 40 Jahre ihren Siegeszug über die große Welt angetreten. Dieser herrliche Sport hat alle Nationen ergriffen. Überall, wo Schnee fällt, finden die Ski ihren Weg. In öden Gebirgen und Wäldern zieht der Ski seine feine Spur. Er hat Leben, Freude und Gesundheit geschaffen und Tausenden die Augen über die Schönheit des Winters geöffnet. Eine große Bewegung ist erwacht: die Wintersportbewegung.

Es ist natürlich, daß die erste Frage für den, der seine Winterferien festlegen will, lautet: Wohin? Wo werde ich den echten, den eigentlichen Winter finden, wo können meine Wünsche und Träume über ein herrliches Skilauferleben in Erfüllung gehen? Für einen Skiläufer, der in verschiedenen Ländern herumgekommen ist, gibt es nur eine Antwort: In Norwegen!

Warum? Ja, es ist kein Zufall, daß Norwegen, allen anderen Ländern voran, das Land des Skilaufens ist. Dies erklärt sich durch die natürliche Beschaffenheit des Landes und durch seine Schneeverhältnisse. Das Terrain ist einzigartig in seiner Verschiedenheit. Hügel in allen Größen, steile und schroffe wie auch langsam abfallende, Wald und offenes Gelände und wogende Weiten in ständiger Abwechslung. Jeder wird finden, was ihm paßt, jung oder alt, Männer, Frauen und Kinder, geübte und ungeübte Läufer werden das passende Gelände finden. Gerade diese ständige und reiche Abwechslung, die man in allen Arten findet, hat Norwegen zu dem größten Skilauferland gemacht.

Hierzu kommt die lange Wintersaison — von Mitte Dezember bis Mitte Mai — und die gleichmäßigen, guten Schneetemperaturen und Föhreverhältnisse, die blendende Schönheit der norwegischen Winterlandschaft.

Diese günstigen Bedingungen haben die Norweger zu einem Volk auf Skiern gemacht. Das Skilaufen ist alt in Norwegen, wie alt, kann man nicht sagen. Es geht weit bis in das graue Altertum zurück. Im Skimuseum in Oslo — das einzige in der Welt — befindet sich eine reiche Sammlung von Skiern aus der Wikingerzeit bis 1000 Jahre zurück, aus allen Ecken und Enden des Landes. Es war der Skipp aus Telemarken, der zuletzt siegte und dann von Norwegen aus über alle Länder verbreitet wurde. Dieses Skimuseum enthält auch seltene Gegenstände von Fritzof Nansens und Roald Amundsens Polarfahrten, sowie alle Arten moderner Ausrüstungen für Skiläufer.

Von besonderem Interesse für Norwegenreisende dürften die großen Skikonkurrenzen sein, die auf zahlreichen, schwierigen Sprunghügeln, die überall im Lande verstreut liegen, abgehalten werden. Die größten Skikonkurrenzen finden im Februar und März statt. Bei diesen Veranstaltungen treffen sich Hunderte der besten Skiläufer des Landes: z. B. bei den Holmenkollrennen in Oslo, Solbergrennen, Nydalsrennen. Die Holmenkollrennen sind die größten Skiveranstaltungen der Welt mit über 500 Teilnehmern. Die Skirennen werden immer in der letzten Woche des Februar abgehalten. Andere große Rennen sind die Drammensrennen, Billorennen bei Drammen, die Gustarennen und Livrennen bei Nagerike, die Gjøvikrennen, Granrennen, Furubergrennen und Lillehammerrennen auf Oppland, die Bindheiarrennen bei Elverum, die Mjølarenrennen und Snøggrennen in Telemarken, Bestlandske Skistevne bei Bost, die Graafskrennen bei Trondhjem. Bei allen diesen Konkurrenzen finden Langrennen wie auch Sprungübungen statt. Der Zeitpunkt für die Abhaltung dieser Rennen wird im November bestimmt.

Die erste Hälfte des Monats März und der ganze April eignen sich gut zum Skilaufen in den mittleren Höhen (500 bis 800 Meter über dem Meere). Die zweite Hälfte des Monats März und der ganze April sind die beste Saison für Skiläufer im Hochgebirge (800 bis 1500 Meter über dem Meere). Man wird dann überall, wo man hinkommt, mit herrlichem Sport rechnen können. Alle kundigen Skiläufer stimmen darin überein, daß das norwegische Hochgebirge im höchsten Grade für Skilaufen

geeignet ist, besonders im Nachwinter, wenn die Tage länger und heller werden. Auch sind die Abende im Norden nach dem Sonnenuntergang heller und der Uebergang zum Nachtdunkel vollzieht sich langsamer als in Mitteleuropa. Das norwegische Hochgebirge hat meilenweite, offene wellige Formationen, wo man leicht vorwärtskommt und wo keine Lawinengefahr besteht. Der Aufstieg bietet selten Schwierigkeiten und die Abfahrt geht in kilometerlangen Läufern bei tausender Fahrt vor sich.

Von einem Hochgebirgshotel aus kann man eine größere Anzahl schöner Tagestouren in die verschiedensten Richtungen machen. Zu Ostern sind die Hütten des norwegischen Touristenvereins geöffnet und man kann dann, wandernd mit dem Rucksack auf dem Rücken, von einer Hütte zur anderen gelangen.

Die Skiföre ist in diesen Höhen in der Regel den ganzen Tag über gut, die Sonnenstrahlen sind stark und warm, die Luft ist rein und klar und die Aussicht blendend schön.

Die unendlichen Weiten des norwegischen Hochgebirges sind so recht der Tummelplatz für die Skiläufer und es gibt ihnen ein erhebendes Freiheitsgefühl. (Auslandswarte.)

Die größte Kraftstation der Welt.

Die Stadt New York wird in aller nächster Zeit über die größte Kraftstation der Welt verfügen, ein Werk, das die Anlagen am Niagara-Fall noch weit über rißt. Daß gerade New York dieser Ruhm zu kommt, hat sicherlich nichts Ueberraschendes; denn nach der Schätzung Sachverständiger dürfte die Einwohnerzahl dieser Riesstadt im Jahre 1950 auf 16 Millionen angewachsen sein. Zur Zeit zählt New York rund 6 Millionen Einwohner oder annähernd 5 Prozent der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Die Kraftstation ist im Bezirk Manhattan am Ufer eines Flusses gelegen, der die gewaltigen Mengen Wasser liefert, die für die Kondensation des Dampfes erforderlich sind. Das Wasser strömt durch eine Anzahl 2 Meter hoher Gußeisenrohre, die in Zement gebettet sind, in die Kondensatoren in einer Menge von 3,5 Millionen Liter pro Minute, was mehr ausmacht als die gesamte, für alle anderen Zwecke in New York verbrauchte Wassermenge. Das Kraftwerk wird nach völligem Ausbau eine Leistung von annähernd 1 Million Pferdekraften aufweisen, die beispielsweise hinreichen würden, drei Millionen Sechszimmerwohnungen zu beleuchten. Die Ausrüstung des Kraftwerkes stellt das Neuzzeitlichste dar, was es gibt, und sie ist gleichzeitig auch das zuverlässigste Material, um ununterbrochenen Betrieb zu gewährleisten. Der erste Maschinensatz, der jetzt seinem Einbau entgegengeht, besteht aus zwei eingehäuften 60000-Kilowatt-Turbogeneratoren, für die ein 20-Tonnen-Kran vorgesehen ist. Diese Turbogeneratoren sind die größten Maschineneinheiten, die je gebaut wurden. Einer von diesen hätte vor zwanzig Jahren noch genügt, um allen Bedarf der Stadt an elektrischer Energie zu decken. Die Generatoren liefern Drehstrom von 11400 Volt und 25 Perioden; dieser wird den zahlreichen über die Stadt verteilten Unterstationen zugeführt und in Gleichstrom von 120 Volt umgeformt. Fünf große Kessel dienen dazu, die für jede Turbine erforderliche Dampfmenge zu erzeugen. Eine Besonderheit der Dampfesselanlage besteht darin, daß die vier, jeden Kessel umgebenden Wände mit Stahlrohren durchzogen sind, durch welche das in Dampf zu verwandelnde Wasser fließt. Auf diese Weise wird die sonst in den Kesselmauerungen verlorengelohende Wärmemenge ausgenutzt. 4000 Tonnen Kohle sind nach Vollendung der Kraftstation täglich unter den Kesseln zu verbrennen; sie werden durch Lastschiffe der Kohlenmühle zugeführt und dort in Staub verwandelt. Dieser letztere wird dann unter Verwendung von Düsen unter die Kessel geblasen und verbrennt dort in 10 Meter langen Flammen, als wäre er Del und nicht Kohle. Nur so ist es möglich, denn Brennstoff bestens auszunützen und beim Ansteigen der Werkbelastung in kürzester Zeit die erforderlichen Dampfmenngen zu erzeugen. Die in den Abgasen der Kesselheizung steckende Wärme geht nicht gänzlich verloren, sondern dient in dem Riesen-Elektrizitätswerk noch dazu, die für die Verbrennung der Kohle unter den Kesseln erforderliche Luft vorzuwärmen. Um zu verhindern, daß die von den gewaltigen Kohlenbrechern ausgehenden Erschütterungen sich auf das Gebäude, in denen sie sich befinden, übertragen, sind die Zementgründungen dieser Zerkleinerungsmaschinen noch mit dicken Korkplatten ausgelegt worden. Der rotierende Teil der Dampfturbine, der Motor, enthält 20

Stufen- oder Schaufelräder, die im Durchmesser von 20 Zentimetern beim kleinsten Rad, wo der Hochdruckdampf eintritt, bis auf 200 Zentimeter beim größten Rad sich ändern. Die Geschwindigkeit am Umfang des größten Rades beträgt 18 Kilometer in der Minute. (Auslandswarte)

Geschichten vom Andreas Hofer und wie's anno neun in Tirol zuing.

Der Sandwirt ist ein Gastwirt gewesen, aus dem Passeiertal über Meran. Ein großer und starker Mann mit schwarzen Augen und braunen Haaren. Ein bißchen vornüber ist er gegangen, wie alle Leute in den Gebirgen. Und eben gar ein guter Mann; nicht poltrig, immer redete er sachlich, außer — wenn es ums Landl ging oder z'wegn dem Kaiser in Wien. Und einen Bart hat er gehabt! Sie haben ihn alle daran erkannt. Er hat ihm bis zum Gürtel gereicht. Nichts ist ihm über den Bart gegangen, eher hätte er sich totschlagen lassen als eines Mannes Hand daran kommen. Wie sie ihn dann gefangen hatten, da haben die fremden Offiziere sich Stückel aus seinem Bart geschnitten und als Andenken mitgenommen.

Sein Wirshaus „Am Sand“ hat sich nicht gelohnt, da hat er mit Köffern im Landl gehandelt und als die Zeiten schlimmer wurden, gabs was am Zoll zu verdienen — wenn man die andern Wege wußte. Als er beim ersten Aufstand im Landsturm stand hat er sich bald davon gemacht und auf eigene Faust auf die Franzosen losgetraut: wildern und pafchen war niemals Schande in Tirol.

Als die Bayern, des Napoleon Knechte, einrückten und ihre Wappen anmachten, da hat der Böllner in Meran das Schild mit dem österreichischen Adler nur umgedreht und auf die Rückseite den Löwen gemalt. Er meinte, es stehe nicht dafür, erst eine andre Tafel anzuschaffen. Sie würden doch wieder österreichisch werden, da brauchten sie dann das Schild nur zu wenden.

Es wohnen viel Fromme in Tirol. Sie kommen immer fleißig zur Kirche, und wenn eins erkrankt, so läßt er sich tragen, nur daß er am Sonntag nicht fehlen muß. Aber wie schaute es jetzt aus? Man hätte wahrhaftig meinen können, es wär' ein anderer Herrgott aufkommen! Zuerst hat man die Bischöfe vertrieben und Fremden sollten die einheimischen Priester gehorchen. Viele Feiertage wurden einfach abgeschafft, sogar die Christmette und die Matthäusprozession in Bozen. Vor die Kirchen wurden Posten gestellt: wenn einer am abgeschafften Feiertag in Sonntagskleidern ging, mußte er Strafe zahlen. In Oberhofen wurden zwei Mädchen, bloß weil sie den Feiertag läuteten, öffentlich auf den Nacken geprügelt. Die Maßgewänder haben sie den Juden verkauft, wer weiß, was die damit getan. Und in einen Kelch, der versteigert wurde, schlug ein Bayer sein Wasser ab.

So ist der Krieg von 1809 vielen von ihnen ein Kreuzzug gewesen; sie kämpften um den alten Glauben. Drum haben sie auch an der Lienzener Klausen ein Kreuz vor ihnen her getragen. Einer hats von der Mauer genommen, an der es hing, und die andern beschworen, sie sollten's um Gott und das Vaterland wagen.

Ein blessierter und gefangener bayrischer Oberst fragte, als sie Innsbruck genommen hatten: Wer ist denn euer Anführer? Sie sagten: Niemand. Er wunderte sich, so etwas gäbe es doch nicht. Sie sagten: Für Gott, Roi er und Vaterland haben wir alle gleich gestritten. Da sagte der sterbende Bayer: Und er ist doch oft auf seinem Schimmel an mir vorbeigesprengt. Da haben sie sich gleich gedacht, es wäre der heilige Jakob gewesen, der für sie gestritten.

Ein Ausruf Hofer's vor der Schlacht am Berge Ziel:

„Morgen in der Früh ist der letzte Angriff. Wir wollen die Bayern mit Hilf der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilf! Wollt ihr aber gescheit sein als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Euch auch richten. Andre Hofer, Oberkommandant.“

Um zw. i Uhr früh las Pater Haspinger, der rotbärtige Kapuziner, die Messe. Hofer hatte anderswo sein Frühgebet verrichtet. Dann kam er: „Seid's bekand, Tiroler? Nachher gehn mers an. Die Mess' habts g'hort, entern Schnaps habts getrunken. Also auf, in Gott's Nam'!“

Am linken Flügel war der P. Haspinger, der Rotbart. Als sie verzagen wollten, ist er gegen die F. inde vorgespungen. Ein Bayer wollt ihn schon derschlagen und schrie: Hab ich dich nur, da Spitzhub! Der Pater aber sagte: Noch nicht! Da legte ein Schütz seinen Stutzen dem Pater über die rechte Schulter und drückte auf den Bayern ab. Der Schütz hat dem Rotbart den Bart versengt, so nah ging er vorbei.

Wie er als Sieger in Innsbruck einzog, in einer Galese ist er gefahren. Und wie ihn die Leute erst erkannten, da haben sie über ihn gerufen und gewinkt und ihm gehuldigt. Aber der Hofer hat aufgewiesen und hat gesagt: I nit, ös a nit. Der da drobn!

Mit Mühe ist er zum Adler gekommen. Je mehr ihn die Leute erkannten, desto großartiger wurde der Jubel. Da hat er noch einmal geredet: „Grüß enk Gott, meine lieben Innsbrucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten erwöhlt habts, so bin i halt da. Es sind aber no viel andre da, die kine Innsbrucker sein. Alle, die meine Waffenbrüder sein wolln, die müssen für Gott, Kaiser und Vaterland als tapfere, r. dliche und brave Tiroler streiten. Die aber das nit tun wolln, die solln heimziehn. Die meine Waffenbrüder werden wolln, sollen mi nit verlassen. I werd enk a nit verlassen, so wahr i Andre Hofer heiß. G'sagt hab i enk, g'sehn habts mi. Pfiat enk Gott!“

Als er im Schloß zu Innsbruck saß, recht wie ein Hausvater, und das Landl regieren mußte, klagte er zum Pater: Die Herren von der Administration schicken mir oft Sachn zum unterschreiben, wo i nit's Halb davon versteh. Der meinte: das käme vom Kanzleistil. Ach was, sagte der Sandwirt, die Herren solln so Deutsch schreiben, daß es die Bauern a verstehn. Seitdem das hochdeutsche Wesen aufkommen is, werden die Zeiten allweil schlechter. Kommens, geistlicher Herr, itz gehn mer a Halbe trinken!

Und dann hat der Kaiser doch sein Wort gebrochen und den Hofer haben sie um einen Judaslohn verraten und verkauft. Zu Mantua hat er sich selbst den Tod kommandiert und die Augen hat er sich nicht verbinden lassen. So haben sie zuletzt klein beigegeben müssen. Es ist nicht mit dem Herzen gesehn. In ihrem Herzen haßten sie immer noch die Feinde. Die Herrischen wohl nicht, die waren lau. Aber die Bauern. In denen lochte der Haß wie vorher. Die Bauern haben auch manches gesehen, wovon die Herrischen nichts wissen konnten. Denn wenn die Weiber und Kinder der Erschlagenen vor einem Heiligenbild gebetet haben, da haben die Blumen geblüht. Und mancher Gekreuzigte hat gar geweint. Aus Moosen und Heiden hat es bei Nacht mit Toten Händen gelangt, als wenn die Brunten nicht ruhig sein könnten... Und heimlich haben sie besprochen, wie's hätte werden können, wäre der Kaiser so treu gewesen wie Andre Hofer, das treue Herz.

Heute senzt wieder Hofers Heimat unter der Anechtenschaft. Was Wunder, daß heute für den Südtiroler sein Name Trost und Hoffnung ist. An jedem Tag, der neue Belastung bringt, gedenken sie seiner und flüstern sich heimlich und verheißend den Namen zu von Mund zu Mund. Da war einer 1924 in Südtirol und was er das Volk erzählen hörte und was die alten Quellen berichten, das erzählt er nun in einer wundervollen, dem Volke abgelauchten Sprache voll Kraft und Saft. Blutwarm bringt's zum Herzen. Geschichte wird Erlebnis. Das Volksbuch der Nationalen Selbstbehauptung haben wir hier: es heißt „Andreas Hofer von Will Erich Peucker“ (E. Diederichs Verlag, Sammlung Deutsche Volkheit, 7 Bilder, 1 Karte, Preis schön gebunden 2 Mark). Was wir oben diesem entnahmen und nacherzählten, sind nur Andeutungen: herausgebrochene Mosaiksteine, die den Reichtum des Ganzen kaum ahnen lassen. (Siehe die Rubrik „Schrifttum“). G. M.

